

p. 2886

Vierteljährlich 2 Mk.

1. Jahrgang No. 3

CTP R 17

5. Mai 1901

Einzelnummer 40 Pfg.

frat

# DAS FREIE WORT

FRANKFURTER  
HALBMONATSSCHRIFT  
FÜR FORTSCHRITT AUF  
ALLEN GEBIETEN DES  
GEISTIGEN LEBENS

HERAUSGEGEBEN VON

CARL SAENGER

Probe-Nummer.

## Inhalt

	Seite
Autorität . . . . .	65
Revolution in Russland. Von Dr. Paul Ernst . . . . .	68
Die kleine lex Adickes. Von Carl Saenger . . . . .	71
Plato und sein Einfluss auf die Priesterherrschaft in der katholischen Kirche. Von J. Brand . . . . .	77
Die Frauenbewegung in Japan. Von Berta Katscher . . . . .	81
Tausend und eine Nacht. Von Max Henning . . . . .	88
Buddhistisches . . . . .	94
Büchertisch . . . . .	95

(Nachdruck nur mit genauer Quellenangabe gestattet.)



FRANKFURT AM MAIN  
NEUER FRANKFURTER VERLAG  
G. m. b. H.

Biblioteca Județeană ASTRA



\*31179P\*



Unter unsern Mitarbeitern erwähnen wir besonders die Herren Prof. Dr. Berghoff-Zing (Darmstadt), Dr. W. Bode (Weimar), Prof. Dr. W. Bolin (Helsingfors), D. Bril, Redakteur des ausw. Teiles der „Financial News“ und Mitarbeiter des „Strand Magazine“ (London), Prediger Bursche (Nordhausen), Dr. Hans Crüger, M. d. pr. S. d. A. (Charlottenburg), Prof. L. W. Rhyz Davids, Royal Asiatic Society (London), Prof. Dr. A. Dodel, (Zürich), Dr. Eugen Elkan (Frankfurt a. M.), Guglielmo Ferrero (Turin), Geheimrat Prof. Dr. Wilhelm Förster (Berlin), Dr. Paul Goldmann (Berlin), Dr. med. C. Graefer (Neapel), Dr. Herm. Goldschmidt-Faber (Frankfurt a. M.), Prof. Dr. Martin Hartmann, orientalisches Seminar (Berlin), Prof. Dr. Karl Heimbürger, Mitglied der II. bad. Kammer (Karlsruhe), Karl Henckell (Zürich), Prof. Dr. Harald Höfding (Kopenhagen), Dr. J. Jastrow (Charlottenburg), Prof. Dr. Friedr. Jodl (Wien), Leopold Katscher (Budapest), Prediger Dr. Kramer (Magdeburg), Dr. Krieger, M. d. pr. S. d. A. (Königsberg i. Pr.), Dr. Max Kronenberg (Berlin), Dr. med. Hans Kurella (Breslau), Prof. Dr. Theodor Lipps (München), Prof. Dr. Cesare Lombroso (Turin), Max May (Heidelberg), Rechtsanwalt Dr. Payer, M. d. Reichstags u. der württ. K. d. A. (Stuttgart), Dr. Rud. Penzig (Berlin), Dr. Arthur Pfungst (Frankfurt a. M.), Prof. Conte Francesco L. Pullé (Bologna), Prof. Dr. Ludw. Quidde (München), Regisseur Quincke (Frankfurt a. M.), Dr. David Saul (Stuttgart), Prediger Dr. theol. C. Schieler (Königsberg i. P.), Prediger Georg Schneider (Mannheim), Leopold Sonnemann (Frankfurt a. M.), Prof. Dr. Staudinger (Darmstadt), Prof. Dr. A. Svoboda (München), Prof. Dr. Ferdinand Tönnies (Altona), Rechtsanwalt Albert Träger, M. d. R. u. pr. S. d. A. (Berlin), Prediger Tschirn (Breslau), Prediger Carl Voigt (Offenbach), Prediger Georg Welker (Wiesbaden), Dr. Albert Zacher (Rom), Prediger Freiherr von Zucco-Cuccagna (Mainz) u. a.

Außerdem werden **hervorragende Gelehrte und Staatsmänner** Asiens, und zwar sowohl des islamischen als auch des brahmanischen und buddhistischen Kulturkreises, ihre Weltanschauung in unserer Zeitschrift vertreten.





## Zur Einführung.

Aus Nr. 1 „Das freie Wort“.

Schon wieder eine neue Zeitschrift! So wird vielleicht Mancher sagen, dem dieses Blatt zu Gesichte kommt. Ja, eine neue Zeitschrift! Wir halten dieselbe für nützlich, ja für notwendig. Wohl giebt es viele Zeitschriften, für einzelne Zwecke sogar zu viele; aber die Zeitschrift, die wir wünschen, und der wir zum Dasein und zu einer gedeihlichen Wirksamkeit verhelfen wollen, hat es bis jetzt nicht gegeben. Alle bestehenden Zeitschriften dienen mehr oder minder bestimmten und vielfach einseitigen Interessen, Bestrebungen, Richtungen, Ständen, Klassen oder Parteien. Wir kennen nur ein Interesse, das wir verfechten: die Wahrheit; nur eine Partei, die wir hochhalten: die Menschheit; nur ein Ziel, das wir erstreben: den Fortschritt auf allen Gebieten menschlichen Lebens, Handelns und Hoffens. Wir wollen diesen Fortschritt verwirklichen durch Förderung der Erkenntnis, durch Kräftigung des sittlichen Willens, durch Weckung und Hebung des Gefühls der Menschenwürde. Um diesen Aufgaben wirksam zu dienen, dazu halten wir eine offene Aussprache aller, die mit unsern Zielen einverstanden sind, für die erste Bedingung, und darum haben wir uns entschlossen, dem freien Worte eine dauernde Stätte zu gründen.

Wir leben in einer merkwürdigen Zeit. Die schroffsten Gegensätze wohnen unvermittelt nebeneinander, und es will sich kein Ausblick auf Versöhnung zeigen. Wir haben die herrlichsten Lehren der Humanität und des Weltfriedens, aber wir müssen sehen, wie die fortgeschrittensten Nationen nicht blos Krieg führen, sondern auch Kriegsbräuche wieder aufleben lassen, deren manche Barbaren sich schämen würden. Wir haben die wunderbarsten Entdeckungen und Erfindungen gemacht, aber das Los der Menschen im allgemeinen ist dadurch nicht wesentlich verbessert worden. Wir haben uns ein unendliches Weltall erschlossen, in dem wir samt unrer Erde als winzige Stäubchen verschwinden, aber in Wirklichkeit geberden wir uns, als ob das ganze Weltall einzig nur um uns sich zu drehen habe. Wir rühmen uns eines freien kritischen Geistes, aber thatsächlich stecken wir noch tief in den Fesseln von Anschauungen und Gefühlen, die den dunkelsten Zeiten angehören. Wir haben eine großartige Wissenschaft errungen, aber ihr Licht strahlt weder in die Breite noch in die Tiefe der Menschheit, sondern leuchtet nur einzelnen



bevorzugten Geistern. Wir besitzen ein viel gerühmtes Christentum, aber es sitzt bloß auf den Lippen, nicht in den Herzen, und die sich seiner am meisten rühmen, leben oft ärger wie die Heiden. Wir treiben Weltpolitik und eröffnen dem Weltverkehr immer neue Bahnen, aber mit unsern Zöllen, Kanonen und Kriegsschiffen, mit unserm Nationalismus und Chauvinismus errichten wir immer neue Schranken zwischen den Völkern. Wir haben schöne Verfassungen, in denen die Gleichberechtigung aller Bürger gewährleistet ist, aber in Wirklichkeit gibt es Bürger ersten und zweiten Ranges, Privilegierte und Rechtsunfähige, Bevorzugte und Enterbte. Schon einmal hat die Geschichte solche schroffen Gegensätze gesehen: zur Zeit der antiken Kultur. Philosophie und Kunst hatten eine Blüte erlangt, die dem Menschengesicht zum dauernden Ruhme gereicht, aber sie erfreuten nur einen kleinen Kreis; die Massen standen unter der polytheistischen Religion, die sich zersetzte, ohne ersetzt zu werden, und unter der Sklaverei, die selbst von Plato und Aristoteles als unentbehrlich und unabgeschaffbar angesehen wurden. Die antike Welt konnte diese Gegensätze nicht überbrücken; daran ging sie zu Grunde.

Wir haben heute weit mehr Mittel, die Gegensätze auszugleichen. Wir haben viele Erfahrungen gesammelt und haben einen weiteren Blick wie die Alten. Wir haben vor allem die Wissenschaft, die den Alten fast ganz fehlte, wir beherrschen die Natur wie nie zuvor und wir haben unsere Kräfte vertausendfacht. Der Begriff der Menschenwürde ist uns aufgegangen und wir schreiben sie gern allem zu, was Menschenantlig trägt. Wir haben überhaupt viele Fortschritte gemacht, — aber das scheint die Gegensätze nur verschärft zu haben. Wir haben die materielle Sklaverei abgeschafft, aber die geistige, moralische und wirtschaftliche Sklaverei besteht noch im weitesten Umfange. Der Abstand zwischen einem Sokrates und dem ärmsten Einwohner von Athen war nicht so groß wie heute der Abstand zwischen den Reichen und Vornehmen einer Großstadt einerseits und den Bergarbeitern und Landtagelöhnern anderseits. Der antike Sklave konnte eine hohe Bildungsstufe erringen; wie sollen es heute die Massen anfangen, um aus ihrer seelischen Stumpfheit herauszukommen? Es fehlt den führenden Klassen vielfach nicht an der nötigen Einsicht, sondern am guten Willen. Sie kennen die richtigen Lehren, aber es fällt ihnen nicht ein, sie zu befolgen. Sie erstreben für sich Freiheit, Wohlstand und Bildung, aber sie wünschen nicht, daß diese Güter ohne Unterschied allen zu teil werden. Sie fühlen sich in ihrem eigenen Besitze, dem geistigen wie dem materiellen, bedroht, wenn andere auch Besizende werden wollen, und darum soll es nach ihnen stets Herren und Knechte, Reiche und Bettler, Gelehrte und Dummköpfe geben. Sie wissen wohl, daß die Welt vom Kausalitäts-



geseß regiert wird, das keine Ausnahmen und keine Durchbrechungen zuläßt, aber sie dulden es, daß die Massen immer noch im blödesten Köhlerglauben stecken. Ja, sie dulden es nicht blos, sondern sie wollen es und sie fördern es. Sie sind die Privilegierten der Erde, und jedes Mittel ist ihnen recht, ihre Privilegien zu schützen. In den Massen fängt es an zu gähren; sie wollen ihr Elend abschütteln, sie wollen auch im Lichte des geistigen und materiellen Wohlergehens wandeln, in dem sie die Bevorzugten wandeln sehen. Man kann ihnen dieses Sehen nicht verbieten und kann es nicht verhindern, aber desto eindringlicher spricht und predigt man zu ihnen: euer Elend ist von Gott gewollt, und ihr werdet dafür in einem bessern Jenseits entschädigt! Die leitenden Klassen glauben weder an Gott noch an ein Jenseits, aber sie wollen, daß die andern daran glauben und damit sie leichter glauben, thun die leitenden Klassen so, als ob sie selbst noch gläubig wären. Niemals, zu keiner Zeit der Weltgeschichte, hat es so viel Heuchelei gegeben wie gegenwärtig; denn wenn in Rom die paar Auguren, die sich begegneten, einander zulächelten, so kann man heutzutage die Auguren, die unter sich über die Dummheit des gläubigen Pöbels lachen, nach tausenden zählen. Die Religion muß eben Polizeidienste leisten, und die Kirchen selbst, die eigentlich die Hüter und Pfleger der Religion sein sollten, sind zu weltlich-politischen Einrichtungen und Zwangsanstalten geworden.

Aber trotz aller Predigten, trotz des Zwanges und trotz der vielen neuen Kirchen nimmt der Glaube immer mehr ab. Immer geringer wird die Zahl derer, die da wähnen, über den Wolken throne der wunderthätige Gott, der das Wetter macht, die Haupthaare jedes einzelnen Menschen zählt, ihm gute und böse Tage spendet, und die da glauben, es gebe ein Jenseits, in dem alle Entbehrungen und Ungerechtigkeiten dieses Lebens durch ein ewiges Glück wettgemacht werden. Nein, diese Lehre ist höchstens noch für Kinder, nicht für Männer, die wissen, daß die Menschheit auf ihre eigene Kraft gestellt ist, daß sie fehlen und irren, daß sie aber auch fortschreiten und zu einem thatsächlichen, nicht blos eingebildeten Glück kommen kann. Nun ist allerdings das gesamte sittliche Verhalten der Massen auf den Glauben gegründet worden und steht mit ihm noch vielfach in engster Weise verknüpft. Den Kirchen ist dieser Zustand natürlich höchst erwünscht, denn er giebt ihnen die Möglichkeit, die zahlreichen sittlichen Beziehungen und Verhältnisse der Völker nach religiös-kirchlichen Grundfäßen zu regeln und zu beherrschen. Der Staat hat bis jetzt nichts gethan, um diese Verbindung zwischen Moral und Religion zu lösen und die erstere auf die eigenen Füße zu stellen; er überläßt es vielmehr den Kirchen, fast die ganze Bevölkerung nach ihrem Gutdünken zu erziehen. Da liegt nun die Gefahr vor, daß die



Massen mit dem Glauben, den ihr Verstand verwerfen muß, auch die Moral wegwerfen und in Sittenlosigkeit verfallen. Ein Zeichen dafür, wie es kommen kann, sehen wir in manchen Kreisen der sogenannten höheren Stände, die gar keinen oder nur einen erheuchelten Glauben haben; ihre Sittlichkeit läßt sehr viel zu wünschen übrig, und ihre Ideale liegen alle auf dem Gebiete des gemeinsten materiellen Genusses. Wie läßt es sich nun verhindern, daß die Massen den gleichen Weg einschlagen? Das Mittel, das von vielen empfohlen wird, nämlich durch Druck und Zwang den Glauben zu stärken, ist völlig wirkungslos, denn was einmal geistig tot und von der Vernunft endgültig verurteilt ist, kann niemals und am allerwenigsten durch Zwangsmittel wieder zum Leben erweckt werden. Hier kann nur das eine helfen, das in der natürlichen Entwicklung der Menschheit auch vorgezeichnet ist: man muß die Massen lehren, daß die Sittlichkeit eine Sache für sich ist und ihre eigenen Gesetze hat, deren Verletzung mit unerbittlicher Folgerichtigkeit am Einzelnen wie an der Gesamtheit gerächt wird; nur dann, wenn diese Erkenntnis verbreitet wird und allenthalben Wurzel faßt, kann man der unaufhaltbaren weiteren Zersetzung des Glaubens ruhig zusehen und braucht keine Katastrophen für die Kultur zu befürchten. Unser Staat ist freilich noch weit davon entfernt, seine Aufgabe sozial und ethisch tiefer zu erfassen; er ist lieber noch ein Adels- und Kriegerstaat als ein Rechts- und Kulturstaat, und leistet den Kirchen lieber Schergendienste, statt daß er sie ihrem verdienten Schicksale überläßt. Aber es wird die Zeit kommen, wo er seinem sozial-ethischen Berufe nicht mehr aus dem Wege gehen kann; möchte es dann nur nicht zu spät sein!

An allen Bestrebungen, die Menschheit vorwärts zu bringen, soll unsere Zeitschrift tüchtig mitarbeiten. Wir nehmen das Gute überall, wo es sich findet; nach dieser Richtung kennen wir keine Grenzen. Wir stehen aber auch auf nationalem Boden insofern, als die Verbesserung des Menschenlozes, die wir erstreben, zuerst auf heimischem Boden durchgeführt sein muß, wenn sie der ganzen Menschheit zu gute kommen soll. Die Menschheit hat noch kein Organ; ihre Organe sind die einzelnen Völker; die Menschheit wird also am sichersten gehoben, wenn die einzelnen Völker gehoben werden, d. h. wenn jedes einzelne Volk in nationaler Zusammenfassung das höchste zu leisten versucht, was ihm an geistigen, sittlichen und materiellen Fortschritten zu leisten möglich ist.

Das neue Jahrhundert hat große Aufgaben zu lösen; möge jeder, soweit es in seinen Kräften steht, Hand anlegen. Und so erbitten wir für „Das freie Wort“ die Gunst und die Unterstützung aller Gleichgesinnten.

**Redaktion und Verlag**  
**der Halbmonatsschrift „das freie Wort“.**



# Das freie Wort

Frankfurter Halbmonatschrift

für

Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens

herausgegeben von

Carl Saenger

Nr. 3.

5. Mai 1901.

I. Jahrgang.

## Autorität.

Die Frage, ob thatsächlich die Achtung vor der Krone und der Regierung in Deutschland und speziell in Preußen im Schwinden sei, wird weiter fleißig in der Presse erörtert. Im allgemeinen scheint Einigkeit darüber zu herrschen, daß die Autorität der Regierung bei weitem nicht mehr so groß ist wie in früheren Zeiten; aber in Bezug auf die Ursachen für diese beklagenswerte Erscheinung gehen die Meinungen naturgemäß stark auseinander. Bedauerlich erscheint eine gewisse Oberflächlichkeit, die bei der Behandlung dieser wichtigen Frage vielfach in der Tagespresse zu bemerken war. Es wurde viel von den Symptomen gesprochen, doch wenig von der eigentlichen Grundursache des Übels. Die Grundursache für das Schwinden der Autorität scheint uns zu sein, daß sich die Regierung die Führung in der kulturellen Entwicklung des Volkes längst hat entwinden lassen. Damals, als der Zollverein begründet, Deutschland geeint, der Reichstag geschaffen, die Macht des Klerikalismus niedergekämpft wurde, hatten die Krone und die Regierung thatsächlich die Führung in dem gewaltigen Kampfe um die idealen Güter, die das deutsche Volk heiß ersehnte. Da jubelten die Besten den Führern zu, und selbst vereinzelt Mißerfolge konnten die Freude an dem Erreichten nicht trüben. Heute ist es anders in Deutschland und, ach, ganz besonders in Preußen! Die preußische Regierung ist zum Hemmschuh geworden, wo es sich um den echten, von den Besten herbeigesehnten, ja für absolut notwendig erkannten, Kulturfortschritt handelt! Nicht auf der Lokomotive fahren mehr die Minister, um das Volk nach stolzen Fernen zu geleiten, die glückverheißend winken. Nein — sie stehen an der Bremse und bremsen den Gilzug der deutschen Kulturentwicklung, bis er keuchend im freien Felde stehen bleibt und nicht mehr fort kann.



Immer tiefer frißt sich die Überzeugung in Volke ein, daß jeder Kulturfortschritt gegen die Machthaber durchgesetzt werden muß. Jeder Reformner rennt wider eine ungeheuere Barriere, die ihm den Weg versperren will, und wenn er die Natur dieser Barriere ergründet, befindet er sich der Regierung gegenüber, die ihm mit Donnerstimme zuruft, den Rückweg anzutreten. Es hieße die Geschichte des letzten Jahrzehnts schreiben, wenn man aufzählen wollte, wie erbarmungslos sich die Regierung gegen jeden Fortschritt auf ethischem, religiösem und geistigem Gebiete gestemmt hat. Die Emanzipation des vierten Standes wurde mit eiserner Gewalt zu verhindern gesucht, dem Volke sollte immer wieder aufs neue das religiöse Joch auferlegt, der Zugang zu echter Bildung und Aufklärung verwehrt werden. Reformen wurden nur dann zugestanden, wenn ein Verweigern schlechterdings nicht mehr möglich war. Der Massen bemächtigte sich allmählich das instinktive Gefühl, daß von oben nichts zu hoffen und alles zu fürchten sei. Damit schwand die Autorität der „Führenden“ mehr und mehr, weil das Vertrauen in ihre Leitung schwand. Es ist erstaunlich, wie sich das Bestreben der preußischen Regierung, der „Universal-Hemmschuh“ zu sein, bis auf die entlegensten Gebiete menschlicher Reform-Thätigkeit erstreckt! Ein klassisches Beispiel ist ihre feindselige Stellungnahme gegen die Einführung der Feuerbestattung. Die kleineren deutschen Staaten, wie Baden, Hessen, Sachsen-Coburg-Gotha, Sachsen-Weimar, Hamburg, Bremen haben längst die Feuerbestattung eingeführt. Preußen verwehrt seinen Bürgern, was den Bremensern gestattet ist! Preußen wirft sich mit Hülfe aller Machtmittel des Staates den Bestrebungen der Volksschullehrer entgegen, die endlich von der geistlichen Schulaufsicht befreit sein wollen, als aufgeklärte, sich selbst verantwortlich fühlende Bürger des 20. Jahrhunderts. Es waren die Zeiten Falks, in denen die preußische Regierung in Fragen des Volksschul-Unterrichtes Autorität hatte. Das Regiment des Unterrichtsministers Studt wird zähneknirschend von der Lehrerschaft ertragen, so daß die „Schulkorrespondenz“ kürzlich schreiben konnte: „Man muß auf die Zeiten v. Mühlers zurückgehen, um einen Unterrichtsminister zu finden, der die gesamte Lehrerschaft gegen sich hat, wie Dr. Studt.“ — Und da sollen wir uns wundern, wenn die Autorität eines solchen Ministers zu wünschen übrig läßt!

Das preußische Volk ersehnt ein freieitliches Schulgesetz, was deutlich aus dem unerhörten Widerspruch herauszuhören war, den das Zedlißsche Gesetz hervorgerufen hatte. Die Regierung stellt sich aber taub und sinnt unaufhörlich, wie ein ähnliches Gesetz, das den Konserватiven und Klerikalen passen würde, durchzudrücken wäre!

In der Dissidenten-Frage sucht der Kultusminister rücksichtslos



allen Bestrebungen ein Ende zu machen, welche darauf ausgehen, den Eltern ihr natürliches Recht zu wahren, wonach sie und nur sie allein darüber zu bestimmen haben, welche religiösen Anschauungen sie ihren Kindern überliefern wollen.

Die deutschen Frauen werden in ihren berechtigten Bestrebungen beständig von den Behörden gehemmt. Jede Forderung muß mit übergroßen Anstrengungen durchgesetzt werden, und es wäre wahrlich nicht erstaunlich, wenn allmählich alle Reform-Bestrebungen in Preußen einschlafen würden, wenn unsere Reformer an dem Gelingen ihrer Kulturbestrebungen endgültig verzweifeln!

Jeder Industrielle weiß, wie schwer es ist, in alte Fabrikbetriebe neue Verfahren, neue verbesserte Maschinen, neue Fabrikationsmethoden einzuführen. Fast überall stößt der industrielle Reformator auf alte Werkmeister, die sich um alles in der Welt nicht von ihren altgewohnten Methoden abbringen lassen. Diese alten Werkmeister hassen jeden Fortschritt und stemmen sich den Erfordernissen einer neuen Zeit entgegen. Die Arbeiterschaft verliert sehr rasch den Glauben an die Autorität dieser Werkmeister, sowie von außen Kunde kommt von verbesserten Fabrikations-Verfahren, die in anderen Betrieben Eingang gefunden haben. Der einfachste Arbeiter fühlt instinktiv, daß der „alte Werkmeister“ nicht mehr auf der Höhe ist. So ergeht es augenblicklich dem deutschen Volke, und vor allem dem preussischen, mit seinen Regierungen. Die Besten des Volkes fühlen, daß ein Neues, ein Herrliches werden will, das aber von den reaktionären Regierungen nicht begriffen wird. Deshalb schwindet die Autorität der Staatsleiter so beängstigend rasch.

Wir brauchen Minister, die Fühlung mit der Volksseele haben. Das Volk lechzt nach Aufklärung und sieht seine Kinder die besten Schuljahre mit dem Auswendiglernen des Katechismus verbringen; es will sich zu höherer Lebenshaltung durchringen und muß die Lohn Groschen, die für Bildungszwecke dienen sollten, den Agrariern geben, weil die Lebensmittel durch Zölle künstlich verteuert werden. Die Arbeiterschaft sieht im Koalitionsrecht die einzige Waffe, um ein menschenwürdiges Dasein zu erkämpfen, und muß dieses Fundamentalrecht unaufhörlich bedroht sehen. Seit Jahrzehnten hat das Volk über das plutokratische Dreiklassen-Wahl-system zum preussischen Landtage sein Urteil gesprochen — kein Minister fühlt sich gedrungen als Anwalt des Volkes für Verbesserungen zu wirken — und so könnte man die Aufzählung dessen, was das Volk ersehnt und nicht erlangen kann, bis ins Unendliche fortsetzen. Wie sollte man zu Regierungen mit Vertrauen aufschauen können, die so sehr alle Fühlung mit dem Volke verloren haben? Die heutige Generation kann



gar nicht mehr begreifen, wie es einmal möglich gewesen ist, daß sich in Deutschland Minister gefunden haben, die solche schrecklichen Dinge, wie Freizügigkeit und Civilehe eingeführt haben und gar die Falk'schen Schulreskripte! Das waren aber gerade Minister, welche jene Autorität besaßen, deren unsere Regierung sich nicht rühmen kann!

Erst dann wird es in Deutschland besser werden, wenn unsere Machthaber erkennen, daß man sich Autorität nur verdient, indem man sie täglich erobert! Die Zeiten sind vorbei, in denen das unmündige Volk von Jugend auf daran gewöhnt war zu den Regierungen als den Trägern aller Weisheit ehrfurchtsvoll emporzublicken. Eine Regierung, die Autorität besitzen will, muß sich an die Spitze des Kulturfortschrittes stellen, aber nicht polternd einhertrotten hinter allen Patrioten, die Deutschland zur Weltmacht machen wollen — auf dem Gebiete der echten Kultur und der edelsten Gesittung! —

## Revolution in Rußland.

Von Dr. Paul Ernst.

Nach den letzten Nachrichten scheinen die Studentenumruhen in Rußland insofern eine ernstere Bedeutung zu haben, als das Volk nicht mehr, wie früher, den Studenten feindlich gesinnt ist, sondern mit ihnen sympathisiert. Daß für die Gebildeten die russischen Verhältnisse unerträglich sind, leuchtet wohl ohne weiteres ein; und wenn nicht die gesamte gebildete Gesellschaft zusammenhielte und durch große Freiheit in gesellschaftlichem Sinn, durch weitgehende Übertretungen der Verbote sich schadlos hielte, so wäre es gar nicht denkbar, wie sie überhaupt existieren kann. Der Druck, der auf dem gemeinen Volk, den Bauern und den Arbeitern der aufblühenden Industrie lastet, wurde nicht so sehr empfunden, denn die Aufhebung der Leibeigenschaft ist noch nicht so lange her, daß das Volk das Bewußtsein der Menschenwürde haben könnte, wie bei uns. Das eigentliche Bürgertum ist noch ganz ungebildet, hat die größten Vorteile von den bestehenden Verhältnissen und besitzt gleichfalls noch nicht Selbstgefühl und Würde; es mag fraglich sein, ob diese Eigenschaften überhaupt je in Rußland die soziologische Bedeutung haben werden, wie im westlichen Europa.

Bei den eigenartigen russischen Verhältnissen kann man die Stimmung der Fabrikarbeiter als nicht sehr verschieden von denjenigen der Bauern annehmen. Gelegentliche Bauernrevolten sind ja wohl schon immer vorgekommen, aber nur aus lokalen Gründen. Wenn jetzt das gemeine Volk im großen sich unruhig zeigt, so ist das ein sehr merkwürdiges



Symptom. Ausgeschlossen ist natürlich eine erfolgreiche eigentliche Revolution; deren Zeiten sind vorüber seit den modernen Verkehrsmitteln und modernen Heerwesen. Aber es liegt doch die Möglichkeit ernstester Entwicklungsstörungen und vielleicht noch schlimmeres vor. Dem westlichen Europa braucht das nicht unlieb zu sein, denn für uns giebt es keine größere Gefahr wie das bedrohliche Anwachsen der russischen Macht; noch heute wie 1849 ist Rußland Stütze und Ursache einer unheilvollen Reaktion.

Rußland ist in die unvergleichlich günstige Situation hineingeboren, nicht nur mit einem ungeheuren eigenen Gebiet mit dünner Bevölkerung in die europäische Entwicklung zu treten, sondern auch direkten Zusammenhang mit den großen Länderstrecken Asiens zu haben, die teils von wilden, teils von barbarischen und gegen moderne europäische Heere hilflosen Völkern gleichfalls nur dünn bevölkert sind. Es genießt ferner den Vorteil, daß sein Volk großes kolonisiertorisches Geschick hat und im Wesentlichen auf demselben Kulturniveau steht wie die barbarischen Völker, und bis jetzt noch auf keine klimatischen Schwierigkeiten gestoßen ist. So liegt die Möglichkeit einer Assimilierung und Aufsaugung der fremden Völkerschaften vor; und an sich scheint kein Hindernis obzuwalten, daß etwa in hundert Jahren — heute gehen solche Dinge sehr schnell — ganz Asien mit der Mandschurei bis an die Grenze des eigentlichen Chinas mit Ausnahme Indiens und Arabiens, vielleicht auch, wenn die anderen Staaten endlich sich rühren, Kleinasiens, Syriens und Mesopotamiens, russisch ist, d. h. nicht nur unter russischer Hoheit steht, sondern von russischem Volk bewohnt ist. Damit wäre ein Weltreich geschaffen, neben dem etwa das Deutsche Reich oder Frankreich nur noch die Rolle eines Kleinstaates spielen würde, und das vor dem heutigen britischen Reich den großen Vorteil hätte, daß es die allgemeine Wehrpflicht beibehalten kann, in direkter Landverbindung zusammenhängt, unangreifbar ist, und endlich wirtschaftlich sich völlig abschließen kann. Nur wenn die Vereinigten Staaten bis dahin Central- und Südamerika sich einverleibt haben sollten, würde diesem Reich ein Gegner entstehen, der ihm überlegen wäre.

Unzweifelhaft fördert die gegenwärtige politische Verfassung Rußlands diese Entwicklung. Eine volkstümliche Regierung würde die Hungersnöte und den Steuerdruck zu lindern suchen und dadurch die äußerste Anspannung unmöglich machen, die heute ausgeübt wird, um neue Gebiete zu erlangen und zu halten. Niemand bedroht Rußland, es selbst bedroht nur andere; deshalb ist der Absolutismus erforderlich, um die ungeheuren Ausgaben für militärische Zwecke, namentlich die strategischen Eisenbahnen zu machen, auf Kosten des verhungerten Volkes. Eine ganz besondere Kraft muß es ja wohl sein, um dieses passive Volk — denn die aktive kleinrussische Bevölkerung, die jahrhundertelange Heldenkämpfe in ihrer



Geschichte zu verzeichnen hat, wird ja selbst unterdrückt und spielt gegenüber dem passiven Großrussentum eine immer bescheidenere Rolle — zu der Begründung eines Weltreiches zu treiben, auch außer dem besondern Glück einer geographischen und geschichtlichen Constellation.

Man soll die Revolten nicht überschätzen, man soll sie aber auch nicht unterschätzen. Die seit Aufhebung der Leibeigenschaft und Zunahme des Steuerdruckes immer heftiger auftretenden Hungersnöte haben im Volk offenbar eine eigene Unzufriedenheit verursacht; und man muß nicht vergessen, daß die stärkste Wurzel des gegenwärtigen Regiments doch in der spezifischen, halb religiösen Verehrung des Zaren ruht; gerade durch Hungersnöte und Mißernten, weit weniger durch unmittelbar von der Regierung verursachte Leiden werden bei solchen halbbarbarischen Völkern diese Anschauungen erschüttert; es verbreitet sich der Glaube, daß der König nicht mehr von Gott unterstügt wird, daß der Teufel zur Täuschung der Menschen ein scheinbar göttliches Regiment aufgerichtet habe, welches das eben bestehende sei, während der wahre Herrscher irgendwo gefangen werde, und ähnliches. Das merkwürdige Überhandnehmen von allerhand Sekten mit sozial und politisch mehr oder weniger radikalem Programm erklärt sich aus solcher Stimmung, und die blutige Verfolgung derselben durch die Regierung aus dem Bewußtsein dieser, welche Gefahr ihr hier droht. Selbst das uns Westeuropäern ganz unverständlich erscheinende Programm Tolstois vom Nichtwiderstreben und der Verweigerung des Kriegsdienstes ist aus diesen Verhältnissen heraus zu beurteilen. Man muß an unsere Bauernkriege denken mit ihrem mystisch-religiösen Hintergrund, ihrem Glauben an einen heimlichen Kaiser, ihrem oft quietistischen, blutigen, radikalen, kommunistischen, sexuell-perversen Ideen, die alle in einem trüben Gemische, sich logisch widersprechend und doch psychologisch und soziologisch aus einer Wurzel entspringend, sich mischten.

Wie schon hervorgehoben, ist bei den modernen Armeeverhältnissen eine Revolution, wie noch die des achtundvierziger Jahres war, gänzlich unmöglich. Aber hier kommen ganz neue Kombinationen vor. Die russische Armee rekrutiert sich fast nur aus den Bauernsöhnen; und da es unser Junkertum dort nicht giebt, der Offiziersstand auch nicht die sozial bedeutsame Position hat wie bei uns, so ist der Einfluß der Offiziere auf die Mannschaft viel geringer wie bei uns. Die Bauernsöhne in Uniform unterliegen aber denselben religiösen und mystischen Vorstellungen wie ihre Väter und Brüder; und wenn auch im Westen, speziell bei uns, der Drill die Gefühls- und Gedankengemeinschaft zwischen Heer und Volk aufheben kann, sodaß es wirklich möglich wäre, die Soldaten auf ihre Väter und Brüder schießen zu lassen so wird die



Sache doch wesentlich anders, wenn die Gefühle und Gedanken eine religiöse Sanktion bekommen. Wenn in einem Volk starke religiöse Instinkte vorhanden sind und diese sich mit seinen sozialen Bestrebungen verbinden, so glaubt es eben für Gott zu kämpfen und zu leiden, und ein Heer, welches aus diesem Volk hervorgegangen ist, würde immer diese religiöse Überzeugung gegen jede Abrihtung behaupten. Man hätte durch sie wahrscheinlich auch die Bauernkriege nicht auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht niederschlagen können, sondern dazu bedurfte man des Landsknechtsherees, das damals noch sehr aristokratischer Natur war und einen Standeshaf gegen die Bauern hatte.

Da man etwas Bestimmtes über die Dinge in Rußland nicht weiß, so wäre es natürlich sehr müßig, irgend welche Voraussetzungen zu machen. Es ist ja wohl mit großer Sicherheit anzunehmen, daß die Unruhen auch jetzt wieder unterdrückt werden. Indessen zeigen sie doch, daß die innere Situation Rußlands sehr bedenklich ist; nicht in dem Sinn, wie man zur Zeit der nihilistischen Hochflut annahm; solcher Bewegungen kann eben die bloße Polizei Herr werden, sondern es bereitet sich eine gefährliche Gährung im eigentlichen Volk vor. Welches Ende dies haben würde, ist ebensowenig zu sagen; es gibt eben keine historische Analogie für die gegenwärtige Situation Rußlands. Jedenfalls würde sie die Westeuropa drohende russische Gefahr auf geraume Zeit paralyfieren.

### Die kleine lex Adickes.

(Ein Mittel zur Vinderung der Wohnungsnot.)

Von Carl Saenger.

Die Einwohnerzahl des deutschen Reiches ist in den letzten 5 Jahren von 52 Millionen auf über 56 Millionen gestiegen, hat demnach im Jahresdurchschnitt eine Vermehrung von mehr als 800,000 Köpfen erfahren. Diese enorme Erhöhung der Bevölkerungsziffer, die alle aus Einzelergebnissen hergeleiteten annähernden Schätzungen übertroffen hat, ist im wesentlichen den großen und mittleren Städten zu gute gekommen. Sie haben fast alle eine erhebliche Steigerung der Seelenzahl zu verzeichnen und zwar in sehr viel höherem Grade als die kleinen Städte, die Dörfer und Flecken des flachen Landes; denn stärker als je drängt sich die Bevölkerung in die großen Städte zusammen, immer größere Volksmassen zieht die „Stadt“ wie mit unsichtbaren Fangarmen in ihren Kreis. Die Gründe für diese Erscheinung unseres modernen Kulturlebens sind zahlreich und verschiedenartig; wer sie allein in der Vergnügungssucht der niederen Klassen zu finden meint, macht sich übelwollender Einseitigkeit und nicht gerechtfertigter Unterschätzung der in den großen Kulturzentren gebotenen Möglichkeiten für Fortbildung insbe-



sondere der Jugend schuldig und würdigt nicht genug den Trieb der um ihre und der Jhrigen Existenz schwer ringenden Eltern, ihren Kindern ein besseres Los zu schaffen, als es ihnen beschieden war. Dazu kommt als weitere treibende Kraft die Thatsache, daß in der großen Stadt der Einzelne mehr Freiheit der Bewegung genießt, daß er leichter seinen Neigungen gemäß Beschäftigung findet, ungestörter und nicht auf Schritt und Tritt von seinem Brotherrn oder dessen Beamten beaufsichtigt seine Anschauungen aussprechen und vertreten darf, daß mit einem Worte das Selbstbestimmungsrecht der Persönlichkeit in der großen Stadt besser gewahrt bleibt als in der Enge der gering bevölkerten menschlichen Ansiedlungen, wo altüberlieferte Schablone jede selbständige Regung und jede Bethätigung des Eigenbewußtseins dem wirtschaftlich Abhängigen versagt. Welche Ursachen aber auch zusammenwirken, um immer größere Massen in die Mauern der Städte fluten zu lassen: die Thatsache des stetig sich mehrenden Bevölkerungszuwachses der Städte legt ihren Bewohnern eine ganze Reihe von Verpflichtungen auf, deren Erfüllung Opfer fordert, Opfer des Einzelnen wie der Gesamtheit. —

Die Jahr für Jahr neu zuziehenden Familien suchen Unterkunft; eine Wohnung zu finden ist ihr erstes Begehren. Solange das Weichbild der Stadt im Verhältnis zu ihrer Einwohnerzahl groß und ausgedehnt ist, wird der Preis für Grund und Boden, auch wenn dieser nach und nach im Werte steigt, in mäßigen Grenzen bleiben, da die Konkurrenz übertriebene Forderungen ausschneidet. Je mehr aber das unbebaute Terrain sich verkleinert oder wenn besondere Umstände sich der Anlage von Straßen und der Bebauung des etwa noch vorhandenen Geländes in den Weg stellen, dann wird der Wert des bebauungsfähigen Landes in bedenklicher Weise in die Höhe schnellen und bei der dauernd wachsenden Nachfrage der Preis für alle vermietbaren Wohnungen so hoch steigen, daß auch bei hohen Löhnen und sonst günstigen Erwerbsbedingungen der Mietzins nicht mehr  $\frac{1}{6}$  oder  $\frac{1}{5}$  sondern  $\frac{1}{3}$  des Einkommens verschlingt. Um die hieraus sich ergebenden Mißstände und Gefahren, die hier nicht näher geschildert zu werden brauchen, zu beseitigen, können zwei Wege eingeschlagen werden. Man kann einerseits versuchen, für Arbeiter und gering besoldete Beamte, die den Tag über ihrem Erwerbe nachgehen, Ansiedlungsorte außerhalb der Grenzen des städtischen Weichbildes zu schaffen. Aber dieser Ausweg begegnet erheblichen Schwierigkeiten. Ganz abgesehen davon, daß auch in solchen Vororten gar bald der Preis von Grund und Boden eine so ansehnliche Steigerung erfährt, daß die Wohnungen dort nicht viel billiger sind als in der Stadt, so ist für viele Personen, die hier ihre Beschäftigung haben, das Wohnen außerhalb der Stadt mit so vielen Unannehmlichkeiten verknüpft, daß sie sich dazu nur im äußersten Notfall



verstehen werden. Denn im großen und allgemeinen ist der Vorortverkehr, die Möglichkeit, rasch und bequem aus den Vororten in das Zentrum der Stadt und zurück zu gelangen, in den Provinzstädten noch in sehr bescheidenem Maße vorhanden, und außerdem kostet die Benutzung der Verkehrsmittel Geld und — Zeit. Die Abneigung gegen das „Draußenwohnen“, das Bestreben, wenn auch unter drückenden Opfern möglichst nahe der Erwerbstätte eine Wohnung zu finden, ist deshalb als durchaus berechtigt anzuerkennen. Diese Abneigung aber wird die Ursache dafür, daß die Versuche, die an der Peripherie der großen Städte liegenden kleinen Orte zur Aufnahme des Bevölkerungsüberschusses in ausreichendem Maße heranzuziehen, mit geringen Ausnahmen nicht zur Verwirklichung gutgemeinter Wünsche führen. So bleibt nun der andere Weg übrig: das im Weichbild der Stadt zur Verfügung stehende Terrain der Bebauung zu erschließen, um möglichst die genügende Zahl von Wohnungen zu schaffen.

In richtiger Erkenntnis dessen, daß eine gute, gesunde und nicht zu teure Wohnung einer der wichtigsten Faktoren für die wirtschaftliche Existenz der Familie und das Fundament für die Pflege des Familienlebens und für die sittliche Erziehung der heranwachsenden Generation ist, hat der gegenwärtige Oberbürgermeister von Frankfurt a. M. der Lösung der Wohnungsfrage seine ganze Aufmerksamkeit zugewandt. Gestützt auf die §§ 1012—17 des Bürgerl. Ges.-Buches hat er eine Vorlage an die Stadtverordneten-Versammlung ausgearbeitet, die die Vergabung städtischen Geländes während der nächsten zwei Jahre zu Erbbaurecht bezweckt und zur Gewährung von Bau-Kapitalien 500,000 Mk. aus städtischen Mitteln verlangt. Dabei ist vorgesehen, daß die städtische Baukasse die letzten 40% der Baukosten darleiht. Mit dieser Vorlage, deren Schicksal entschieden sein wird, wenn diese Zeilen im Druck erscheinen, soll vornehmlich gemeinnützigen Baugesellschaften und Privatpersonen, die nicht über genügende Mittel verfügen, um Baugelände kaufen und bebauen zu können, die Möglichkeit und ein Antrieb gegeben werden, Häuser zu errichten, und es soll fernerhin der Stadt das Recht vorbehalten bleiben, die Steigerung der Grund- und Bodenwerte im Interesse aller Steuerzahler der Stadthauptkasse dienstbar zu machen. Ob die Annahme dieser Vorlage die wünschenswerte Vermehrung der Bauhätigkeit bringen wird, mag hier unerörtert bleiben; einigen Erfolg wird die Einführung des Erbbaurechts immerhin haben.

Wichtiger und wertvoller indessen, aber zugleich von einschneidender Bedeutung in das Recht des Privatbesitzes an Grund und Boden ist der andere Versuch, der von dem Frankfurter Oberbürgermeister zur Beseitigung der Wohnungsnot unternommen wird. Von den Ministerien



der öffentlichen Arbeiten, der Justiz und des Innern ist dem Landtag der Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Umlegung von Grundstücken in Frankfurt a. M. zugegangen und vom Herrenhause bereits mit wenigen Abänderungen genehmigt worden. „Die kleine lex Adickes“ wird er genannt in Erinnerung an den Antrag Adickes, der in den Jahren 1893 und 94 in den beiden Häusern des Landtages zu Beratung stand, vom Herrenhause zwar gut geheißt, von der Kommission des Abgeordnetenhauses aber mit überwiegender Mehrheit verworfen wurde. Motiviert wurde hier die Ablehnung u. a. damit, daß ein Gesetz von solcher Bedeutung von der Regierung vorgeprüft werden solle, und daß das Bedürfnis einer allgemeinen Regelung der Materie nicht vorhanden sei. Der jetzt von der Regierung auf Grund einer von Adickes gemachten Vorlage eingebrachte Entwurf beschränkt sich deshalb auf Frankfurt a. M., es soll jedoch die Ausdehnung dieses Gesetzes auf andere Gemeinden nach deren Antrag und nach Anhörung des Provinzial- oder Kommunallandtages königlicher Verordnung vorbehalten bleiben.

Die leitenden Grundgedanken, die in diesem Gesetzentwurf paragrapiert sind, können in die folgenden fünf Sätze zusammengefaßt werden:

1. In überwiegend unbebauten Teilen des Frankfurter Gemeindebezirks kann die zwangsweise Umlegung und Zusammenlegung von Grundstücken stattfinden, um ihre Verwertung als Baugelände zu ermöglichen.
2. Die Umlegung kann nur dort und soll überall dort stattfinden, wo es das öffentliche Interesse erfordert.
3. Dieser Eingriff ins Privateigentum ist nur gestattet bei vollständiger Entschädigung aller Beteiligten.
4. Die Feststellung des Umlegeplanes wird dem Verwaltungsverfahren überwiesen.
5. Für alle Entschädigungsansprüche wird der Rechtsweg offen gehalten.

Das Umlegeverfahren soll nach dem Entwurf eingeleitet werden nicht von Amtswegen, sondern nur auf Antrag. Antragsberechtigt sind sowohl der Magistrat zufolge Gemeindebeschluß, als auch der oder die Eigentümer von mehr als der Hälfte der Fläche der umzulegenden Grundstücke. Der Magistrat hat einen Plan des zur Umlegung bestimmten Bezirkes und ein Verzeichnis der Grundstücke zu jedermanns\*) Einsicht offenzulegen, die etwa erhobenen Einwendungen thunlichst zur gütlichen Erledigung zu bringen und darauf das Material dem Bezirksausschuß einzureichen. Wenn dieser das öffentliche Interesse und die sonstigen

\*) Es wird hier und im folgenden der vom Herrenhause festgestellte Text zu Grunde gelegt.



gesetzlichen Voraussetzungen der Umlegung als vorhanden anerkannt hat, und wenn über alle Einwendungen endgültig (d. h. eventuell durch Beschwerde bei dem Provinzialrat) beschlossen ist, wird die Ausführung einer neuen, vom Regierungspräsidenten zu ernennenden selbständigen Behörde, der Umlegungskommission, übertragen. In die Kommission sind außer zwei Kommissaren des Regierungspräsidenten, von denen der eine als Vorsitzender, der andere als sein Stellvertreter zu fungieren hat, wenigstens je ein Bau- sachverständiger, ein zum Richteramte befähigter Rechtsverständiger, ein geprüfter Landmesser, sowie ein Sachverständiger für die Bewertung der Grundstücke zu berufen; außer dem Vorsitzenden hat je einer der vor- genannten Sachverständigen an der Beschlußfassung über den von der Kom- mission aufgestellten Verteilungsplan der umzulegenden Grundstücke teil- zunehmen.

Um den Zweck der Umlegung, die Gewinnung von Baupläzen zu erreichen, wird der betreffende Bezirk einschließlich aller überflüssig werdenden öffentlichen Wege und Plätze als ein Grundstück angesehen, von dem selbstverständlich zunächst das Gelände, das nach dem vor Einleitung des Verfahrens endgültig festgestellten Bauplan für die neu anzulegenden öffentlichen Straßen und Plätze erforderlich ist, ausgeschieden werden muß. Die Restmasse wird von der Kommission, soweit möglich im Einvernehmen mit den Beteiligten, nach Zweckmäßigkeit und Billigkeit thunlichst so ver- teilt, daß jeder Eigentümer im gleichen Verhältnis und in der gleichen örtlichen Lage wie bei der früheren Gesamtfläche beteiligt wird. An die Stelle der Entschädigung durch Grundeigentum tritt die Geldentschädigung, wenn das eingeworfene Grundstück zur Bebauung zu klein war oder durch die Umlegung so verringert wird, daß es zur Bebauung nicht mehr geeig- net ist. Auswärtsweise hat neben der Landzuweisung die Entschädigung in Geld zu erfolgen für einen etwaigen Mehrwert, der dem eingeworfenen Grundstück vermöge besonderer natürlicher Eigenschaften oder vermöge darauf gemachter Verwendungen zukommt, sowie für den Verlust von Gebäuden, Fabriken, Handelsgärtnereien, Baumschulen zc. Allen anderen Beteiligten, die Rechte an die eingeworfenen Grundstücke haben, soll volle Entschädigung in Geld gewährt werden.

Über die Verteilung der Grundstücksmasse und über die zu gewähr- enden Geldentschädigungen hat die Kommission einen Verteilungsplan auf- zustellen und Einwendungen der Beteiligten in einem besonderen Ver- handlungstermin entgegenzunehmen, ehe sie ihren Beschluß faßt. Die von der Kommission nicht erledigten Einsprachen werden dem Bezirks- ausschuß mit dem Verteilungsplan zum endgültigen Beschluß — soweit es sich um die Landzuweisungen handelt — überwiesen; wegen der An- sprüche auf Entschädigung in Geld steht den Beteiligten der Rechtsweg



offen. Diese, die Entschädigungen in Geld, sind von der Gemeinde zu leisten; bei ihrer Festsetzung soll der Grundsatz maßgebend sein, daß Niemand durch das Umlegeverfahren geschädigt wird, daß aber auch Niemand daraus unberechtigten Nutzen zieht. Deshalb werden die eingeworfenen Grundstücke nach dem Werte berechnet, den sie vor der Umlegung haben, die aufgeteilten nach dem, den sie nach der Umlegung haben. Da der Wert der Grundstücke nach erfolgter Umlegung eine wesentliche Steigerung zu Gunsten der Eigentümer erfahren wird, so ist es billig, daß die Aufwendungen der Gemeinde auf Antrag des Magistrats als Umlegungsbeiträge auf die Eigentümer verteilt und von diesen getragen werden. Die Kosten des Verfahrens trägt die Gemeinde.

Das ist in großen und groben Zügen das Bild, das die lex Adickes bietet, mit deren Hilfe der Wohnungsnot in Frankfurt gesteuert werden soll. Im einzelnen läßt sich wohl an dem einen oder andern Paragraphen mit der Kritik einsetzen; im allgemeinen Interesse der Frankfurter Bevölkerung aber ist eine baldige Verabschiedung des Entwurfes durch das Abgeordnetenhaus dringend notwendig, wenn auch nicht verkannt werden darf, daß der Gemeinde durch das Antragsrecht der Eigentümer und durch die Aufbüdung der Entschädigungspflicht ein recht erhebliches Risiko auferlegt wird. Allein die Verhältnisse sind hier, und wohl auch in manchen anderen Städten, so geartet, daß Abhilfe selbst unter pekuniären Opfern der Gemeinde dringend geboten ist. Es handelt sich um die Gewinnung von etwa 580 ha zu Baugelände, die heute so zerplittert sind, daß sie zu Bauplätzen ungeeignet bleiben, wenn nicht eine zweckmäßige Zusammenlegung eintritt. Zweifellos ist, daß auf Grund dieses Gesetzes die Wohnungsnot gemildert werden kann, wenn auch das Allheilmittel gegen teure Wohnungen nicht darin zu suchen ist. Die Frage der Herstellung geeigneter und billiger Wohnungen ist viel zu kompliziert, als daß sie durch eine einzelne Maßregel gelöst werden könnte; einige sehr wertvolle Anregungen giebt der Erlaß der Ministerien für Handel und Gewerbe, der Landwirtschaft, der geistlichen Angelegenheiten und des Innern an die Oberpräsidenten, datiert vom 19. März ds. Js., der insbesondere eine zweckmäßige Bodenpolitik der Gemeinden fordert. Wenn auch dieser Erlaß nicht gerade neue Gesichtspunkte für die Arbeit an der Lösung der Wohnungsfrage bringt, so ist er doch als Äußerung der Regierung, der manche Gemeindevertreter vielleicht mehr Gewicht beilegen, als den Forderungen der Sozialpolitiker, sehr zu begrüßen. Wenn alle maßgebenden Faktoren zusammenstehen, wenn das Bewußtsein der Verpflichtung, billige Wohnungen zu schaffen, in immer weitere Kreise dringt, dann werden sich auch die Schwierigkeiten, die sich dieser Aufgabe in den Weg stellen, als nicht unüberwindlich erweisen.



## Plato und sein Einfluß auf die Priesterherrschaft in der katholischen Kirche.

Von J. Brand.

So viel auch über Plato geschrieben wurde und so oft man auch seine Dialoge citirt, so scheint es doch an der Zeit, seine religionspolitischen Lehren zusammenzufassen und den mächtigen Einfluß zu prüfen, den sie auf die religiösen Anschauungen, Lehren und Einrichtungen späterer Zeit genommen haben.

In seinem Dialoge über die Geseze sagt er:

„Wer Staaten gründet oder wieder aufrichtet, wird nie etwas abändern, was vorgegeschrieben ist und sich auf uralte Sagen oder Göttererscheinungen oder göttliche Eingebungen gründet, noch Opfer und Weihungen, die solcher Glaube einführt. Jedem Teile des Staates soll man einen Gott, Dämon oder Heros zum Schutze geben und diesen sollen Haine oder Bezirke angewiesen werden.“ Er stellt dann hohe Forderungen an die soziale Tugend der Bürger und sagt: „So wird der Staat beschaffen sein, den Götter und Götterföhne bewohnen.“ Schon vorher läßt er einen Teilnehmer am Gespräche sagen, daß jedermann sorgen solle, in der Nachfolge Gottes zu wandeln.

„Also läßt uns jetzt unsern Staat einteilen und jedem Teile einen Gott oder Göttersohn zum Beschützen ernennen, diesen Schutzgöttern Altäre und was zum Gottesdienste gehört, widmen und zweimal des Monats Versammlungen zum Opferdienste anstellen, um Götter und Religion zu ehren.“ „Anfangs wird man vieles zu bessern haben, bis man findet, daß alles wohlgeordnet sei, dann soll es sein Bewenden haben.“

„Selbstmörderleichen sollen an einem einsamen Orte begraben werden, an unbebauten, namenlosen Orten, ehrlos, und weder Säule noch Inschrift soll auf das Grab gesetzt werden.“

„Zu den größten Vergehungen gehören freche und beschimpfende Handlungen junger Leute, die gegen die allgemeine Religion oder besondere Heiligtümer oder Hausgötter oder Gräber gerichtet sind. Kein Mensch, der dem Geseze gemäß glaubt, daß Götter sind, hat jemals ein gottloses Werk verübt, nur solche, welche glauben, 1. es seien keine Götter, oder 2. sie kümmerten sich nicht um die Menschen, oder 3. sie seien durch Opfer und Gebete leicht zu gewinnen.“

Man ersieht, daß der noch heute schwebende Kampf zwischen dem Theismus und dem Atheismus oder Materialismus schon zu Platos Zeiten auf beiden Seiten mit denselben Waffen wie zu unserer Zeit geführt wurde, und so läßt er die „jungen Leute“ sagen:



„Wirklich sind von uns einige solcher Meinungen, wie sie von den hochgepriesensten Dichtern und Rednern häufig verkündet werden; darum scheuen wir uns nicht, Unrecht zu thun, sondern, wenn wir es gethan haben, suchen wir es gut zu machen; beweiset uns doch, daß es Götter giebt!“

Da ein Anderer meint, das sei leicht zu beweisen, fährt der Athener, der Plato's Anschauungen vorträgt, fort:

„So leicht ist das nicht. Denn nicht allein der Hang zur Zügellosigkeit verleitet sie, sondern eine Unwissenheit, die ihnen als größte Weisheit erscheint.“ „Soll man nicht unmutig werden, wenn uns jemand zwingt, das Dasein der Götter zu beweisen? Leute, die den Sagen nicht glauben, die sie mit der Muttermilch eingesogen, die sie bei den Opfern und Gebeten vernahmen, sahen, wie ihre Eltern die Götter mit den innigsten Gefühlen anredeten, wie Griechen und Barbaren niederknien und anbeten, die trotzdem all' das sich aus dem Sinn schlagen, ohne den geringsten Grund anzuführen zu können. Sagen wir ihnen in Sanftmut: Mein Sohn, du bist noch jung, die Zeit wird dich belehren. Ihr seid nicht die ersten Gottesleugner, immer hat es solche Kranke gegeben, aber ich kann dir versichern, keiner hat noch bis in das hohe Alter beharrt. Höchstens die zwei anderen Meinungen wurden festgehalten, daß die Götter sich um die Menschen nicht bekümmern, oder daß sie durch Opfer und Gebete leicht zu gewinnen sind. Warte, berate dich und mittlerweile, erforsche dich nicht der Ruchlosigkeiten gegen die Götter.“

Nun folgt eine langwierige, höchst leichte Beweisführung gegen den Atheismus, wobei er insbesondere von der Anschauung der Präexistenz der Seelen ausgeht. Dabei schiebt er salbungsvolle Reden ein: „Nun wollen wir mit dem Beistande Gottes prüfen.“ Er sagt: „Der Leib wird durch die Seele bewegt (daß auch die Seele durch den Leib und die Sinne bewegt wird, übersieht er), also ist die Seele älter als der Leib. So sind denn auch älter als der Leib Sitten, Verstand, Wille, Begriff, Vorstellungen, Erinnerung, und wenn die Seele alles regiert und bewegt, so muß sie auch den Himmel bewegen, und zwar mehrere Seelen und zwar mindestens zwei, eine wohlthätige und eine, die das Gegenteil bewirkt.“ „So werden uns die Gottesleugner beweisen müssen, daß die Seele die Ursache aller Dinge nicht ist, oder sie müssen sich uns ergeben.“

Es folgt nun eine Polemik gegen die zwei Meinungen, daß die Götter sich um die menschlichen Dinge nicht annehmen, die auch damals durch die auf Erden herrschende Ungerechtigkeit begründet wurde, und daß die Götter durch Opfer und Gebete leicht zu besänftigen seien. Er sagt,



die Gerechtigkeit der Götter sei außer Zweifel, wenn sie sich auch nicht immer in diesem Leben bewähre, und spricht vom göttlichen Rechte. „Du wirst seiner Aufsicht nie entrinnen, wärst du noch so klein und verkröchelest du dich in die Tiefen der Erde, oder noch so hoch und schwängest dich zum Himmel empor, du wirst die gebührende Strafe deiner Thaten erleiden müssen, entweder noch in diesem Leben oder im Hades oder an einem noch schrecklicheren Orte.“ „Überzeugen dich diese Vorstellungen . . . so magst du daraus erkennen, daß dein Gott selbst sich gütig deiner annimmt.“

„Wir werden demnach durch die Gesetze befehlen, daß alle Unfrommen ihrer Ausführung entsagen und nach frommer Gesinnung leben sollen; kehrt sich jemand nicht daran, so soll das Gesetz gegen die Gottlosigkeit folgendes sein: „Gefängnis soll Alle treffen“. „Viele solche verlegen sich auf Wahrsagerei und Zauberei“. „Die einen verdienen mehrfache Todesstrafe, die anderen Zurechtweisung und Einkerkelung.“ „Die Mitglieber der nächtlichen Versammlung sollen sie besuchen, zurechtweisen und ihre Seele retten.“ „Rückfällige soll die Todesstrafe treffen.“ „Jene, die sich zu der Meinung bekennen, es gebe Götter . . . die sich durch Abbitte bewegen lassen, . . . sollen im lebenslangen Kerker in Ketten geschlossen werden, Sklaven sollen ihnen die Speisen reichen, und stirbt ein solcher, so soll der Leichnam außer Landes geschleppt werden und unbegraben bleiben. Begräbt ein Freier eine solche Leiche, so sei er als Gottesverächter zu belangen.“

„Es ist den Seelen der Verstorbenen natürlich, an dem Schicksale der Nachkommen Anteil zu nehmen“. . . . Geringere Beschädigungen durch Gift, Gaukeleien, Zaubersprüche, Worten, aus Wachs geformte Bilder seien mit Bann oder Tod zu bestrafen. Wie verbreitet, nach der Meinung Platons, der Atheismus war, folgt daraus, daß er den gerichtlichen Eid untersagen wollte, weil so viele an keine Götter glauben, und es schrecklich zu denken wäre, daß wohl die Hälfte der Menschen Meineidige wären.

Im Dialoge vom Staate lesen wir folgendes: Ein Pamphilier sei von den Todten auferstanden und habe vom Jenseits berichtet: Nachdem seine Seele sich aus dem Leib herausbegeben, sei er mit Vielen gegangen und an einen wundersamen Ort gekommen, wo die Erde zwei Öffnungen hatte und auch der Himmel gegenüber. Zwischen diesen vier Böchern saßen Richter, die, wenn sie Gericht gehalten, den Gerechten befohlen hätten, rechts hinauf in den Himmel zu gehen, nachdem ihnen das Urtheil vorne angehängt; und die Ungerechten links und hinunter, nachdem ihnen das Zeichen gemacht von allem, was sie thaten. Ihn aber, den Pamphilier, hießen sie zuhören und den Menschen von



allem Botschaft zu bringen. Und andere Seelen seien wie von einer weiten Reise aus der Erde (Hölle) und dem Himmel zurückgekommen und hätten sich auf einer Wiese wie bei einem Volksfeste gelagert, sich, wenn sie sich gekannt, begrüßt und erzählt, die einen jammern, was sie gelitten, die andern aber, die aus dem Himmel kamen, von Hochgenüssen und Anblicken von unbefchreiblicher Schönheit. Die einen hätten für alle Übelthaten der Reihe nach zehnfache Strafe gelitten, und das geschähe alle 100 Jahre, weil das die Länge eines Menschenlebens sei, und sofern sie gute Werke gethan, empfangen sie zehnfachen Lohn.

„Von jenen, die gleich nach der Geburt und nach einem kurzen Leben gestorben, sagte er anderes, was nicht der Erwähnung wert ist. Tyrannen und andere ungeheuerliche Verbrecher wurden aber auch nach 100 Jahren nicht freigegeben und wenn sie mit den anderen aus der Hölle heraussteigen wollten, nahm sie die Öffnung nicht auf, sondern brüllte, und da saßen sie glühende Männer, zogen ihnen die Haut ab und schleiften sie über Stacheln, um weitere 100 Jahre der Qualen zu erdulden. Ein solcher Bösewicht war schon über 1000 Jahre in der Hölle. So hat nun ein jeder, wenn er heraufrkam, gefürchtet daß es tönen und er wieder zur Hölle hinabfahren werde, und war nicht wenig froh, wenn es still blieb und seine Qualen beendet waren.“

Es folgt nun ein noch grauenhafterer Unsinn, und da hören wir dann, daß nach kurzer Erholung die Vorbereitungen zu einem neuen Leben begannen, indem vor diesen „Seelen“, wie in einer Theatergarderobe, die verschiedenen „Leben“ ausgebreitet waren und jeder nach dem Lose aufgerufen wurde, sich das Leben zu wählen. Da sei nun einer, der aus dem Himmel gekommen und früher gut gewesen, hingegangen und habe sich das Leben eines Zwingherrn gewählt, ohne zu bedenken, daß es ihm dann beschieden sein wird, die eigenen Kinder zu essen und andere Übel zu erfahren. Ungerechterweise hat er aber dann nicht sich selbst angeklagt, sondern die Götter. Man ist also keineswegs besser und geschiedter aus der andern Welt zurückgekommen, nur die in der Hölle gebratenen Übelthäter waren klüger geworden und wählten vernünftiger.

Bekanntlich hat Plato sich und seinesgleichen die Weisheit zuge-  
traut, die Völker zu regieren und glücklich zu machen, daher nun die Philosophen, welche nach gewissen Zuchtwahlgesetzen gezüchtet werden sollten, die sich aber auch durch Beförderung besonders begabter Söhne des Volkes ergänzen sollten, berechtigt waren, Gesetze zu machen und zu herrschen, wogegen das Volk sich ihnen willenlos zu unterwerfen hatte. Das Volk sollte Privateigenthum haben; Familie und Ehe, und Erwerb



sollte nur den Mitgliedern des Volkes offen stehen, die Philosophen aber sollten, bloß auf Genüsse angewiesen, von Eigentum, Familie und Ehe ausgeschlossen sein und nur den Wissenschaften und der Weisheit leben. Welchen Beruf diese Männer zur Regierung gehabt hätten und wie glücklich sie das Volk hätten machen können, ersieht man schon aus der „Weisheit“ Platos; es hat aber das ganze Mittelalter und selbst die neue Zeit bis zur französischen Revolution den Beweis dafür geliefert, wohin die Welt mit der Weisheit der „Philosophen“ kommt, denn die Weltanschauung Platos ist zur herrschenden gemacht und viele seiner Einrichtungen sind verwirklicht worden und haben Tausende von Jahren geherrscht. Es wurde damit aber das Gegenteil von den Absichten Platos erreicht, statt Weisheit Finsternis, statt Glück schreckliches Elend, statt Tugend Laster; gerade Tyrannei ist aufgekommen, und die „Philosophen“ ohne Privateigentum, ohne Familie und Ehe, welche den Gesetzen gemäß an einen grausam strafenden Gott „glaubten“, haben sich nicht nur gottloser Handlungen nicht enthalten, sondern nach dem Zeugnisse der Geschichte Verbrechen auf Verbrechen gehäuft.

Aus Obigen entnehmen wir, woher der Absolutismus in der Kirche, der Ausschluß des Volkes von jeder Mitregierung, der Glaube an den Teufel und die Hexen, an Höllestrafen materieller Natur, woher die Argumente für einen pietistischen Theismus, der Glaubenszwang, die Inquisition, die Autorität der Wenigen, ja sogar das Spintifizieren über das Schicksal der unschuldigen Kinder, und woher die milden Worte der zu jeder Grausamkeit aufgelegten geistlichen Richter stammen, von der „Rettung der Seelen“, vom „Beistand Gottes“, von „der Nachfolge der Götter“, wie die Tugend, die ohne den durch die Gesetze vorgeschriebenen Glauben nicht gedeihen könne, woher also auch der Begriff der Glaubenseinheit rührt, woher endlich das „unehrliche“ Begräbniß der Selbstmörder\*) sich schreibt, wo die Menge der Kirchen, die Schutzpatrone, die gottesdienstlichen Feierlichkeiten, Gebete und Gesänge herrühren; nichts von alledem läßt sich im Judentum und der Lehre Christi nachweisen.

## Die Frauenbewegung in Japan.

Von Berta Katscher (Budapest).

Auch im fernen Osten beginnen unsere Mitschwester sich zu „fühlen“. Das neue bürgerliche Gesetzbuch von 1890 räumt den japanischen Frauen manche Rechte ein, von denen sie bis dahin nicht einmal zu träumen

\*) Es scheint, daß in Athen Gesetze gegen die Selbstmörder und das unehrliche Begräbniß ihrer Leichen zu Platos Zeiten schon bekannt waren.



gewagt hätten, denn bekanntlich war die Japanerin — und zum größten Teil ist sie es noch — ein ganz und gar dem Manne untergeordnetes Geschöpf, das keinen Willen hat und nur dazu geboren zu sein scheint, die Befehle des Gatten und seiner Eltern auszuführen, sein Haus in Stand zu halten, seine Kinder zu erziehen und sich für ihn zu schmücken. Die anständigen Frauen Japans durften nämlich bislang absolut keinerlei geselligen Verkehr mit der Männerwelt pflegen und waren lediglich auf einander angewiesen. Die harmlose, geist Anregende Geselligkeit, wie sie bei uns Sitte, ist in Japan verpönt. Ladet der Mann Gäste ein, — und zwar können es nur Männer sein — so macht nicht etwa die Hausfrau die Honneurs — bewahre! Sie muß hübsch artig in den Frauengemächern bleiben oder sich auf ihre Art vergnügen, während das bei japanischen Festen ebenso wie bei uns unentbehrliche weibliche Element durch Geishas vertreten wird, berufsmäßige „Vergnügungskommisärinnen“, die dafür bezahlt bekommen, daß sie durch allerlei Künste, hauptsächlich aber durch persönliche Reize — Geist und Anmut — die Gäste unterhalten. Diese geschulten japanischen „flirts“, die auf Wunsch singen, plaudern und tanzen, haben sich einen hervorragenden Platz in den Reise werken über Japan erobert. Ihre Grazie, ihre würdevollen Manieren, ihre geistvollen und persönlichen Vorzüge, der Geschmack, mit dem sie sich kleiden, und ihr kaufmännischer Instinkt werden von allen Japanreisenden mit mehr oder minder großer Begeisterung hervorgehoben. Und doch sind diese bestrickenden Sirenen lange nicht so schlecht wie ihr Ruf. Die Leser jener Werke gewinnen den Eindruck, als ob die zierlichen Verföhlerinnen ebenso leichtsinnig wie bezaubernd wären. Dem ist aber — zur Ehrenrettung der Geisha sei's gesagt — in Wirklichkeit nicht so. Obgleich die Umstände, unter denen sie ihren Beruf ausüben, sie großen Versuchungen aussetzen, müssen sie denselben nicht unbedingt erliegen, ebenso wenig wie etwa unsere Sängerinnen oder Schauspielerinnen. Es giebt in Japan zahllose höchst tugendhafte Geisha, die „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe“, diesen Broderwerb erwählten. Sobald sie heiraten, werden sie die anständigsten und aufopferndsten Gattinnen und die besten Mütter.

In Japan schreitet die Civilisation und mit ihr die „Frauenbewegung“ langsam aber sicher vorwärts. Die Frauen Neujapans erwachen aus ihrem vielhundertjährigen Dornröschen-Schlaf. Die gütige Fee Kultur hat sich ihren Weg durch das scheinbar undurchdringliche Gestrüpp von Vorurteilen und veralteten, überlebten Sitten zu unseren japanischen Mitschwestern gebahnt und den Schlafenden Geist von ihrem Geiste eingehaucht. Nun beginnen sie sich zu regen; sie reiben sich die Augen, das helle Licht der Aufklärung blendet anfangs, man muß sich



allmählich daran gewöhnen. Die „Emanzipation“ äußert sich vorerst in kleinen gesellschaftlichen Änderungen. In Zukunft sollen nicht mehr die bestrickenden „Nachttauben“, die Geisha, allein das Recht haben, mit den Herren der Schöpfung zu verkehren und sie zu unterhalten; die ehrsamten Ehefrauen wollen in ihrem Hause nun selbst die Honneurs machen. Sie haben das ihren europäischen Schwestern mit Geschick und Verständnis abgeguckt, wie es z. B. kürzlich die Gattin eines Ex-Ministers in Tokio glänzend bewies. Der vornehme Herr veranstaltete ein großes Fest in japanischem Stil, nur mit der Abänderung, daß er nicht allein seine Freunde dazu einlud, sondern auch deren Gattinnen und überdies — oh höchstes aller Wunder! — eine „alte Jungfer von 26 Jahren, für Japan ein schönes Alter! Die Eingeladenen waren erstaunt, verblüfft. Stand Japan noch auf dem alten Fleck? Wurde nicht der erhabene Gipfel des heiligen Berges Fudschji durch dieses Ereignis erschüttert? Man schwankte, ob man der Einladung Folge leisten sollte, aber durfte man dem „hohen Herrn“ absagen? Und dann — die Neugier! Die Frauen setzten es durch, mitgenommen zu werden und die Stelle der Geisha zu vertreten. Das Fest gelang außerordentlich und war bis auf manche Neuerungen ganz national. Man erschien im gewohnten Nationalkostüm, jeder Gast saß an einem separaten kleinen, nur wenige Zoll hohen Tischchen, das mit allerlei winzigen Schüsselchen und Schalen beladen war, selbst die Speiseföhlzchen fehlten nicht.

Die Wirtin empfing ihre Gäste mit dem lebenswürdigsten Lächeln und stellte ihre Freundin, das sechszwanzigjährige Fräulein, einem ebenfalls noch unverheirateten Herrn vor, den sie bat, die Dame zu Tisch zu führen. Dieser verlor darob beinahe die Fassung. Er hatte längere Zeit in Europa gelebt, dort öfter Gelegenheit gehabt, vornehme Damen zu Tisch zu führen, und nie daran gedacht, sich gegen dieses Verlangen aufzulehnen — im Gegenteil, er hatte seine Pflicht als Tischnachbar stets auf das gewissenhafteste erfüllt. Aber einem hübschen, wenn auch nicht mehr jungen japanischen, in einem „Kimono und Obi“ gekleideten Mädchen auf europäische Art vorgestellt und auch noch aufgefordert zu werden, sie „zu Tisch zu führen“ — das war mehr als verblüffend, das war unpassend! Wäre die Dame nach europäischer Mode gekleidet gewesen, der junge Japaner hätte keinen Augenblick gezögert, sich ihr gegenüber zu benehmen, wie es die occidentale Sitte erforderte; aber dies einer in altjapanischer Nationaltracht gekleideten Dame gegenüber zu thun, ging ihm wider den Strich.

Es ist vielleicht als ein günstiges Zeichen der Zeit zu betrachten, daß derselbe Japaner, der seine die Nationaltracht tragende Frau in der Straße ruhig hinter sich einhertrotten läßt, oder der sitzen bleibt,



während sie demütig vor ihm steht, ja, der sie niederknieen und ihr hübsches, künstlerisch frisiertes Köpfchen bis zur Matte vor sich niederbeugen läßt, wenn er fortgeht oder nach Hause kommt, ihr den Arm reicht und nicht gestattet, daß sie stehe, wenn er sich setzt, sobald beide in europäische Kleider gehüllt sind.

Doch kehren wir zu unserem verblüfften Herrn zurück. Er führte das Mädchen zu ihrem Suppentisch und nahm dicht neben ihr an dem feinigen Platz. Von dem japanischen hors d'oeuvre, dem Suimono, oder der in lackierten Schüsseln gereichten Suppe und den verschiedenen mit Saft heruntergeschwemmten Zwischengerichten bis zu den zwei folgenden, aus mannigfachen Delikatessen bestehenden Gängen stockte die Unterhaltung zwischen den Beiden keinen Augenblick. Sie sprach von allen Tagesereignissen und sie sprach gut und gewandt, namentlich über Kunst. Sie war Malerin von Beruf und arbeitete gerade an einem Auftrag für den Salon des im europäischen Stile erbauten neuen Hauses ihres Gastgebers. (Viele reiche Japaner lassen sich neben ihren japanischen Wohnungen Häuser nach europäischem Muster erbauen.) Angefragt äußerte sie ihre Meinung über dies und das. Sie verletzete die altjapanischen Begriffe von Anstand und Sitte, indem sie das Gespräch leitete! Sie hatte augenscheinlich die weisen Lehren vergessen, die die Japaner bei ihren Frauen mit mehr Erfolg angewandt haben, als wir bei unseren Kindern: „Man soll sie sehen, aber nicht hören . . . Sie sollen nie sprechen, es sei denn daß sie gefragt würden.“

Den Höhepunkt erreichte aber sein Erstaunen und Entsetzen, als die geistvolle, gebildete Dame eine schöne Visitenkartentafel aus ihrem „Obi“ entnahm und ihm ihre Karte einhändigte, mit der Bitte, sie einmal nachmittags zu besuchen, um bei einer Tasse Thee über ihre Bilder zu sprechen.

Und dieser Typus der aufgeklärten japanischen Frau repräsentiert eine Klasse, die langsam, aber sicher, an Zahl wächst. Sie ist fest entschlossen, die gleichen Rechte wie der Mann zu genießen. Ohne Opposition wird das freilich nicht gehen. Nicht als ob die Männer Neu-Japans der geistigen Entwicklung des weiblichen Geschlechtes im allgemeinen feindlich gegenüber stünden. Sowohl die Regierung als auch die Damen der kaiserlichen Familie, — an der Spitze die Kaiserin selbst, welche fleißig die Erziehungsanstalten für Mädchen und die Schulen für Lehrerinnen besucht und beaufsichtigt — unterstützen jeden einschlägigen Fortschritt.

Arthur Diósy, einer der hervorragenden Kenner Neu-Japans, sagt in seinem neuesten Buche: „Der moderne ferne Osten“ (London 1899):

„Ich hatte mit mehreren ernstern Männern, welche die Gedanken-



welt der Neu-Japaner beeinflussen, ernste Gespräche über die japanische Frauenerziehung. Sie alle stimmen darin überein, daß es notwendig sei, dem weiblichen Geschlecht eine möglichst gründliche Bildung angedeihen zu lassen und ihnen den Unterricht nach Thunlichkeit zu erleichtern. Das weibliche Unterrichtswesen in Japan hat denn auch eine Stufe erreicht, um die es die weibliche Bevölkerung manches europäischen Staates beneiden kann. Kurz und gut: die geistigen Führer Japans erklären sich einstimmig für die Erweiterung des lobenswerten Systems des weiblichen Unterrichts, das in dem Inselreich bereits endgültig eingeführt wurde — eine Kombination der in den deutschen, skandinavischen, niederländischen, schweizer und amerikanischen Schulen bewährten Systeme. Wenn wir näher nach den Ursachen dieser Begeisterung für eine bessere Ausbildung der Frauenwelt forschen wollten, würden wir den ungeheuern Unterschied zwischen unseren Anschauungen und denen der Japaner finden.

„Die Mehrzahl der letzteren ist zu der Überzeugung gelangt, daß die gebildete Frau ihre Pflichten als Schwiegertochter, Gattin, Mutter und Tochter noch gewissenhafter und besser erfüllen werde, wie sie es bislang gethan.“

Es scheint also den Japanern nicht darauf anzukommen, daß das Weib als Individuum den Vorteil einer besseren Ausbildung genieße, sondern darauf, daß sie als Gattin und Schwiegertochter immer tüchtiger werde.

Vom japanischen Weibe wird in erster Linie verlangt, daß sie es verstehe, sich in der Familie nach Thunlichkeit nützlich zu machen, und man muß zugeben, daß die Frauen Japans die Erwartungen, welche man an sie stellt, in vollstem Maße erfüllen, obgleich sie oft mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Der Übel größtes sind — die Schwiegermütter, die alljährlich durch ihre Launen und Vorgeleien manche empfindsame junge Frau zum Selbstmord treiben. Dank der Einsicht und Initiative des jetzigen Kaisers von Japan, der nach seiner Thronbesteigung als „erste That“ 3000, sage dreitausend japanische Frauen zur geistigen Ausbildung nach Amerika schickte, wird hoffentlich in künftigen Generationen die Gestalt „der bösen Schwiegermutter“ zur Mythe werden, wie seit 1880 die Mekaké oder Schö (Konkubine) fast zur Mythe geworden ist. Ein Gesetz von 1880 verbot nämlich im Koseki — eine Art Matrifel — die Geburt des Sohnes einer Mekaké oder Schö gesetzlich anzuerkennen, wie es bis dahin der Fall gewesen. Im ganzen Osten hatte das Konkubinat seinen Ursprung in dem Verlangen nach männlichen Nachkommen. Vermochte die rechtmäßige Gattin ihren Mann mit keinem Sohn zu beschenken, so bat sie ihn in der Regel selbst,



eine Mekafé zu nehmen, um den Namen der Familie fortzupflanzen und das umständliche Adoptieren eines Sohnes zu vermeiden. Die Konkubine spielte in Japan mehr die Rolle eines besseren Dienstboten denn die der Gattin. Sie bediente die rechtmäßige Frau des Hauses, falls sie mit ihr unter einem Dache hauste, und nannte sie ehrerbietig *Oku Sama* (Madame), während sie selbst nur bei ihrem Taufnamen gerufen wurde — auch von ihrem Sohne, wenn sie das „Glück“ hatte, einem solchen das Leben zu schenken. Diesem gegenüber nahm sie nur die Stellung einer treuen Kinderwärterin ein, während er zu der rechtmäßigen Gattin seines Vaters, an die ihn keinerlei Bande des Blutes knüpften, „Mutter“ sagte und ihr den in ganz Ostasien üblichen strengen kindlichen Respekt entgegenbrachte. Seit 1880 haben die Konkubinen und deren Söhne keinerlei gesetzliche Rechte in der Familie und die durch moderne Bildung erleuchteten japanischen Frauen machen sich das wohlweislich zu nutze, so daß die Mekafés allmählich von der Bildfläche verschwinden und den kommenden Geschlechtern nur vom Hörensagen bekannt sein werden.

Freilich schütteln die überscharfsichtigen Beobachter der sozialen Verhältnisse die Köpfe und fürchten, daß das Aufhören des Konkubinats zu anderen, noch schlimmeren Mißständen führen dürfte. Gar mancher Mann werde sein Vermögen an insgeheim ausgehaltene Maitressen vergeuden, illegitime Kinder in die Welt setzen und so jene Klasse von unglücklichen Geschöpfen schaffen, die im Westen so grausam für die Sünden der Eltern büßen muß und in Japan bislang unbekannt war. Die Ehemänner, welche, ohne etwas Böses darin zu sehen, offen eine Konkubine hielten, werden in Zukunft Schleichwege gehen, ihre Frauen betrügen und moralische Schwächlinge werden, während die Frauen hinwiederum von Eifersucht, Verdacht und Haß erfüllt werden dürften — Gefühle, die sie bisher nicht kannten. Darauf entgegen jedoch die Sozialreformer, daß die japanischen Gatten lernen werden, ihre Begierde zu zügeln und in der Monogamie die reinste und beste Form der Ehe zu finden. So wütet der Kampf der Meinungen in dem fernen Inselreich, das seine Lebensfähigkeit in dem Krieg mit China so glänzend bewiesen hat. Die neuen Ideen, die heute noch manches Kopfschütteln hervorrufen, werden über kurz oder lang siegen, das Konkubinats ist in Japan heute schon ein ebenso überwundener Standpunkt, wie das veraltete, ungerechte, dem chinesischen Geist entsprungene System der Ehescheidung, wonach der Gatte seine Frau ebenso leicht loswerden kann wie jeden gemieteten Dienstboten, während man ihr das Recht verweigert, sich von einem noch so schlechten Gatten zu trennen. Licht, immer mehr Licht erleuchtet die Geister unserer japanischen Schwestern; langsam, sehr langsam emanzipieren sie sich von der Rechtlosigkeit, die eine Folge ihrer



untergeordneten Stellung war. Die Ausbildung, welche die Neujapanerinnen nun genießen, wird sie immer mehr befähigen, ihr Heim auch geistig zu erbellen, so daß sie in Zukunft in der Kunst, ihre Gatten zu unterhalten und an sich zu fesseln, erfolgreich mit den Geisha werden konkurrieren können. Pflichtgetreuere Gattinnen, gehorsamere Töchter und liebevollere Mütter können sie ohnehin nicht mehr werden.

Nichts vermag die Größe des ethischen und geistigen Fortschrittes der japanischen Frauenwelt besser zu beleuchten, als die folgende Notiz, welche im September 1899 durch die Presse ging:

„Der Sekretär der japanischen Gesandtschaft im Haag hat der Vorsitzenden des holländischen Zweiges des „Internationalen Friedensbundes der Frauen“ ein Schriftstück überreicht, das den Beitritt von rund 6500 Japanerinnen zur Liga ankündigt und gleichzeitig deren Zustimmung zum Verfahren des Zars hinsichtlich des Weltfriedens ausdrückt. An der Spitze der Unterzeichnerinnen stehen die Marquise Ojama — Gemahlin des Generalstabchefs, — die Prinzessin Konve und fünf andere hochstehende Damen, die in Japan verschiedenen Frauenvereinen vor sitzen.“ . . .

Auch in materieller Hinsicht, giebt es in Japan bereits eine Frauenfrage im modern-europäischen Sinne des Wortes. So hatte sich die Generalversammlung der Direktoren der Postämter I. Klasse, welche im Mai 1900 in Tokio stattfand, mit der Frage zu beschäftigen, ob Frauen auch in Postämtern angestellt werden können. Die Versammlung bejahte diese Frage und erklärte, sie finde dies sehr zweckmäßig. Das Verkehrsministerium ordnete sofort bezügliche Erhebungen an. Als deren Ergebnis wurden die Bedingungen festgesetzt, unter welchen Frauen angestellt werden können. Sie lauten: „Zur Anstellung geeignet sind unverheiratete Frauen im Alter von 15 bis 30 Jahren; der Direktor des betreffenden Post- und Telegraphenamtes ist befugt, besonderen Bestimmungen gemäß, Frauen in beschränkter Anzahl anzustellen; die Zahl der weiblichen Angestellten an jedem Postamte wird vom Direktor des Post- und Telegraphenamtes I. Klasse festgestellt; die angestellten Frauen müssen einen moralischen Lebenswandel führen, im Umgange höflich, ganz frei von häuslichen Sorgen sein und sich zu zweijährigem Dienste verpflichten. Das Gehalt der weiblichen Angestellten wird vom Verkehrsminister bestimmt. Die Amtsgeschäfte, welche Frauen übertragen werden, sind von denjenigen verschieden, welche von den männlichen Angestellten versehen werden. Wenn mehrere weibliche Angestellte an einem Postamte dienen, wird die im Range höher stehende mit der Aufsicht über die andern beauftragt.“

Das Neueste aber ist, daß der Mikado auf Betreiben der Kaiserin



die Zulassung des weiblichen Geschlechts zu allen akademischen Studien gestattet und die Errichtung einer großartigen Frauenuniversität angeordnet hat, deren Rang dem der männlichen ganz gleich gestellt werden soll. Für den Bau sind als erste Rate 200,000 Jen (= Dollars) angewiesen.

## Tausend und eine Nacht.

Von Max Henning.

### I.

Die Erzählung von einem alten persischen König, der aus Zorn über die Untreue der Weiber Tag für Tag eine neue Gattin freit und jede am nächsten Morgen dem Scharfrichter übergibt, bis ihn Scheherzad, die Tochter seines Großwesirs, durch ihr tausend Nächte lang währendes Märchengesplauder besänftigt, — bildet die phantastische Arkade, durch die wir in die bunte Fabelwelt des Orients eintreten.

Von der Untreue der Weiber vernehmen wir in der Rahmengeschichte, und die Klage über die Arglist und Verrätereie „Des Geschöpfes der krummen Rippe“ bricht immer von neuem aus der ganzen, mehrere hundert Erzählungen umfassenden Sammlung hervor. „Die Weiber sind Teufel, zu unserm Verderben erschaffen“; „arm sind sie an Verstand und schwach an Glauben“; „um ihretwillen ward Adam aus dem Paradiese vertrieben“, und „wird der Mann, der ihnen den Halfter giebt, zum Narren“. „Tausend Jahre Studium machen nicht klug, wenn man den Weibern gehorcht“.

Aber wie Scheherzad die Sünden ihrer Schwestern sühnt, so zeichnen uns die Erzählungen doch auch vereinzelt die lieblichsten Mädchengestalten, die unerreicht an opferwilliger Hingabe und heldenhafter Treue dastehen. Darum schlägt auch des härtestgesottenen Weiberverächters Stunde einmal in seinem Leben. Der Blitz aus einem dunkeln Auge trifft ihn, ein weißes Handgelenk reckt sich ihm kokett aus dem langen Ärmel entgegen, er sieht bei irgend einem Trödler ein schönes Bildnis oder hört auch nur von den Reizen einer fernen Prinzessin, und dann wandert er verstört in die weite Welt, durch Fährlichkeiten der grausigsten Art, deklamiert zahllose Verse, fällt einmal über das andre in Ohnmacht und ruht nicht eher als bis er mit der Geliebten vereint ist. Dann aber ist „der Schimmer der Wonnen hell erglommen mit süßem Duft, und von allen Seiten wirbeln die Freudentrommeln“. Vergessen ist alles Leid, „das die Herzen vor den Haaren grau gemacht“; „die alten Märchen von Eden sind Wirklichkeit geworden“, und „Allah der Allerbarmer“ hat Triumph über die Reider gegeben.

Sind jedoch die Hindernisse, die sich zwischen den Liebenden aufstürmen, zu groß, dann führt ihr Leid häufig zum Tod. Aber der Tod an ge-



brochenem Herzen ist edel und nächst dem Tod auf dem Schlachtfeld der rühmenswerteste. Solche Liebe ist die „Usri-Liebe“, so genannt nach dem Stamm Usra oder Osra, die Heine in den Versen

„Und mein Stamm sind jene Usra,  
Welche sterben, wenn sie lieben,“

verherrlicht hat.

Von der Untreue und dem Falsch der Weiber ist nur ein kurzer Weg zur Untreue, dem Neid und Verrat der Nächsten überhaupt. „Die Nächsten sind Skorpione“, sagt bitter ein arabisches Sprichwort. So bilden Geschwisterneid, Nachbarnneid, Konkurrentenneid einen andern beliebten Vorwurf der Erzählungen. Aber wie stets in der volkstümlichen Moral, so findet auch hier der Gerechte schließlich seinen Lohn, während der Ungerechte in die Grube fällt, die er andern gegraben.

In der Brust des Arabers ruhen trotz der äußern Gelassenheit Heiterkeit und Melancholie dicht nebeneinander. Diese Gegenätze spiegeln sich auch in den Erzählungen von Tausend und einer Nacht wieder.

„Wer nicht weiße Nacken geliebt und schwarze Pupillen,  
Rühme sich nimmer, er habe genossen die Süße der Welt“,

so jauchzt es uns in heller Lebensfreude aus den Liebesaventuren entgegen. Wenige Seiten weiter aber klingt es düster wie ein Grablied:

„Der Du verlangst nach der Welt, die so wertlos ist,  
Wisse, die Welt ist die Schlinge des Todes, der Trübsal Haus!  
Ein Haus, das heut' den Bewohner mit Lachen erfüllt  
Und morgen ihn weinen macht, — drum weh' diesem Haus!“

„Eitelkeit der Eitelkeiten“, — das müde Wort des Predigers vermeint man an vielen Orten zu vernehmen. „Eines Fahrenden Rastort dünkt mich die Welt, der am Abend sein Kamel lockt, daß es kniet, — und am Morgen muß er von hinnen!“ Tief empfundene Elegien auf die Nichtigkeit alles Irdischen sind die Erzählungen von der Säulenstadt Frem und der messingnen Stadt, und die Parabeln von dem Engel des Todes sowie die Geschichte von den Pyramiden geben ihnen an erschütternder Kraft wenig nach. Ja, selbst aus den Schlußformeln der größeren Geschichten klingt leise die Wehmut über die Hinfälligkeit der Menschen. Während unsere Volksmärchen mit der humorvollen Wendung enden: „Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute“, — schließen die arabischen Erzählungen pathetisch: „Hierauf führten sie das schönste und glücklichste Leben, bis sie heimsuchte der Zerstörer aller Freuden, der Trenner aller Vereinigungen, der Veröder der Städte und Paläste, der Bevölkerer der Gräber, — der Tod“.



Und doch — beide Gegensätze gleichen sich in einer Mittellinie aus, — dem Schicksal und Verhängnis. Seinem Schicksal, das von Ewigkeit her bestimmt ist, kann kein Sterblicher enttrinnen. „In keinem andern Lande findet er den Tod, als dort, wo es ihm verhängt ward“. Darum ist Ergebung „der schöne Gehorsam“:

„Was macht die Welt Dein Herz so bang?  
Laß nur dem Schicksal seinen Gang;  
Wenn heut' Dich auch ein Ding erzürnt,  
So weißt Du doch dem Ende Dank.  
Nach seinem Willen waltet Gott,  
Drum groß' nicht seines Waltens Gang.  
Freu' Dich des Guten, das Dir lacht,  
Und laß dahinten, was verjant.“

Dieser Fatalismus zeigt sich uns nur selten in seiner Ausartung als stumpfer Quietismus. In seiner reinsten Prägung verleiht er den Helden unserer Geschichten im Glück Mäßigung, im Unglück Stärke:

„Und wenn mich auch Löwen in ihre Dickichte schleppten,  
Ist mein Tag nicht genahrt, droht mir kein Leid!“

Mit Todesmut aber erfüllt er sie im Kampfe wider die Ungläubigen, denn „unter dem Schatten der Schwerter winkt das Paradies“:

„Und sanken auch der Kämpen viel von uns ins Blachgefild,  
Auf Edens Bäche schau'n sie nun von Söllern hoch und weit“.

## II.

Die blühende Wiese, das wogende Feld, der verschwiegene See, die Berge mit ihren Wichtelmännchen, aber vor allem der Wald mit seinen säuselnden Wipfeln, den murmelnden Quellen, dem Hegenhäuschen und Prinzenschloß, dem Wolf und Reh, und all dem geheimnisvollen Weben, bilden den Hintergrund unserer deutschen Haus- und Volksmärchen.

Nicht so die Geschichten von Tausend und einer Nacht. Dort ist die Landschaft blendender, schauriger, phantastischer: Paradiesesauen und Zauber- gärten mit Marmorschlössern, riesige Städte mit leuchtenden Moscheenkuppeln und schlanken Minareten, und daneben die unendliche, öde Steppe und Wüste mit ihrem reißenden Getier, dem glühenden Sonnenbrand, den unheimlichen Ghulen (Werwölfen) und Dschinn (Dämonen), den ausgestorbenen Städten mit versteinerten Menschenbildern und den wunderbaren Horten in den Tiefen der Berge.

Bei uns der einzelne Wanderbursch, der sein fröhliches Lied singt, dort die lange Kaufmannskarawane mit reichbeladenen Maultieren und Kamelen, stets auf der Hut vor räuberischen Beduinen oder fahrenden Steppen-



rittern, die sich die Brautgabe für ihre „Base“ mit der langen rubeinischen Lanze und dem blizenden Indierstahl zu erobern trachten. Bei uns der Fischer im kleinen Rachen, dort Schiffe ohne Zahl in weiten Häfen, die zum Handel ausziehen bis an die Enden der Welt, nach dem fernsten Maghrib (Marokko), nach Frankenland, Zanzibar, China und den Inseln Waß-Waß zum „Land der Menschen“, denn „Allahs Land ist weit“.

So entrollt sich vor unsern Blicken ein Wandelpanorama mit immer neuen, immer bunteren Bildern. Aber immer wieder ist es die Stadt mit ihren Chanen, Karawanfereien und Bazaren, in die wir Einklehr halten. Kairo, Damaskus, Basra, aber vor allem Bagdad, die „Stätte des Friedens“, „die Mutter der Welt“, bilden das Ziel unserer Fahrten. Dort schlendern wir in den Bazaren mit ihrem Menschengewimmel und ihren Kostbarkeiten aus allen Ländern der Welt müßig umher, lernen leichtsinnige Kaufmanns-söhne kennen, die auf ihrer ersten Reise die sauer verdienten Groschen ihrer Eltern in Liebesabenteuern verjubeln, sehen würdige Scheichs in unbewachten Augenblicken sich plötzlich als perverse Lüftlinge entpuppen, gewahren alte Kupplerinnen unter der Maske der Frömmigkeit verschmizt ihr Handwerk betreiben, und dazwischen ertönt der Ruf der Sklavinnenverkäufer, der Wasserträger oder das flehende Jammern blinder Bettler: „Einen Gotteslohn! Einen Gotteslohn!“ und als Antwort darauf das abweisende „Masisch! Jesta! Allah!“ Hunde balgen sich in Rudeln um die Abfälle der Garfküchen, faulenzende Straßenbuben lassen sich in der Sonne rösten, Zauberer aus dem Maghrib kommen langsam mit dem Geomantentäfelchen an der Seite die Straße heraufgeschritten, ein rotköpfiger Magier luchst mit seinen blauen Teufelsaugen in der Menge nach einem moslemischen Knaben, um ihn an sich zu locken, einzufangen und dem Feuer, seiner Gottheit, als Opfer zu schlachten, bis mit einem Male alles mit lautem Geschrei vor einhertrabenden schwarzen Sklaven und Eunuchen auseinanderstiebt, die mit armdicken Knüppeln nach rechts und links dreinhauend freie Bahn schaffen, während hinter ihnen langsam der glänzende Aufzug einer tiefverschleierten Haremsdame naht, die ihre soeben empfangene Apanage bei einem Juwelier oder Seidenhändler in Schmuck und Putz anzulegen gedenkt.

Aber alle diese Menschen sind Typen, keine Individuen. Die Sultane, die wir kennen lernen, sind gutmütig, beschränkt, doch leicht reizbar und dann von ihrer Machtstellung aufgeblasen. Ihnen zur Seite stehen gewöhnlich zwei Wesire, der gute und der böse Ratgeber, und meist triumphiert der böse über den guten zum Schaden seines Herrn, bis endlich die Vergeltung naht. Die Alten sind Moslems von echtem Schrot und Korn, Repräsentanten der guten alten Zeit, während die Jungen meist lieberlich und faul sind, die goldenen Lebensregeln ihrer Väter in den Wind schlagen und erst im Feuer der Trübsal geläutert



werden müssen. Mit großer Liebe werden besonders die kleinen Leute, der Barbier, der Schuhlicker, der Bäcker, der Lastträger, der Fischer, der Gärtner, der Gar Koch und der Krämer gezeichnet. Wieviel Tugend und Genügsamkeit steckt doch in diesen Leuten, und wieviel Nächstenliebe! Die edelsten Lehren des Propheten haben in ihnen Gestalt gewonnen.

Einige Charaktere erheben sich aber doch über den Typus. Da ist z. B. der köstliche Schuhlicker Maaruf, der so lange lügt, bis er alle seine Lügen glaubt, der unsterbliche Barbier, der sich den Schweigsamen nennt und durch sein endloses Schwätzen einen Verliebten um sein Stelldichein und seine gesunden Beine bringt, Abdallah der Blinde, der durch seine Habgier um die reichsten Schätze und sein Augenlicht kommt, — vor allem aber der glänzende Mittelpunkt aller Erzählungen, der Fürst der Gläubigen und Statthalter des Gesandten Allahs, Harun al-Raschid, „Naron der Orthodoxe“, der wie die wandelnde Vorsehung nachts in Verkleidung die Straßen durchstreift und nach dem Rechten ausschaut. Ihm zur Seite steht seine eifersüchtige Gemahlin Subeide, „das Rähmchen“, die ihre Nebenbuhlerinnen nicht ungern verschwinden läßt, aber auch nicht abgeneigt ist, in den heiligen Haremsräumen Ehen zu stiften. Und dann die edelste Gestalt der Erzählungen, der hochherzige Großwesir Dschaafar der Barmekide, dem sein Vater Jahja das goldene Vermächtnis hinterließ: „So lange dein Kalam (Schreibrohr) donnert, laß ihn regnen von Schuld.“ Wie ein lichter Schönheitsstrahl zieht er seine Bahn, bis er plötzlich mit seinem ganzen Geschlecht dem Zorn seines Herrn zum Opfer fällt. In weiterem Abstand gruppieren sich um ihn und den Chalifen der pockennarbige Eunuch Mesrur, der Scharfrichter des Fürsten der Gläubigen, und des letzteren Tafelrunde, die aber nicht aus karlingischen Helden, sondern aus Dichtern, Gelehrten, Musikern und lustigen Zechbrüdern besteht. Ein urwüchsiges Humor verschleucht dieser Hofgesellschaft die Grillen und rückt sie uns menschlich näher wie irgend eine andere selbst aus unsern Tagen. Wo z. B. hätte der Volkshumor einen unserer Potentaten so sehr seines Gottesgnadentums entkleidet, daß er die verlausten Lumpen eines Fischers anlegte, um einem Liebespärdchen, das sich in einem seiner Lustschlösser zu einem Zechgelage eingenistet, eigenhändig ein Gericht Fische zu braten und aufzutragen? Oder wo ließe ein europäischer Monarch — auch nur im Märchen oder der Anekdote — von seinem Hofpoeten seinen Kaiserornat ungestraft mit einer Eiseschabracke vergleichen und würfe ihm noch obendrein lachend über den boshaften Witz eine Briefftasche mit zehn Tausendmarkscheinen an den Kopf?



## III.

Einem König aus dem Geschlecht der Saffaniden, deren Herrschaft noch vor dem Jahre 650 n. Chr. durch die Araber ein Ende gesetzt wurde, erzählt Scheherzad ihre Nachtgeschichten, unter deren Helden wir vornehmlich Harun al-Raschid (ca. 800), aber auch den aus den Kreuzzügen wohlbekannten Sultan Saladin (ca. 1200) finden. Dieser Widerspruch zwingt uns die Frage nach dem Ursprung und Verfasser unserer Erzählungen auf. Nun besitzen wir aus dem zehnten Jahrhundert zwei zuverlässige arabische Zeugnisse, nach denen ein altes persisches Werk, betitelt „Tausend Abenteuer“, mit der gleichen Einführung wie unsere Nächte wahrscheinlich bereits unter dem zweiten Abbasidenkalifen (754—75) ins Arabische übersezt wurde. Das eine dieser Zeugnisse nennt das Buch ein schlechtes Buch voll alberner Geschichten, eine Bemerkung, die aus der Abneigung des feingebildeten arabischen Gelehrten gegen die phantastischen persischen Märchen sehr wohl erklärlich ist, wie ja auch Mohammed von den persischen Sagen und Märchen nichts wissen wollte. Wir können demnach mit ziemlicher Sicherheit behaupten, daß die alten persischen Erzählungen im Lauf der Zeit stark bearbeitet und durch andere rein arabische nach und nach ersetzt wurden, ohne daß man doch den einstigen Ursprung des Werkes gänzlich zu verwischen vermochte.

Aber selbst über Persien hinaus nach Indien führt uns die Anlage von Tausend und einer Nacht und besonders das Schema der Rahmen- oder Schachtelgeschichte. Ein einziger Blick in die indischen Volksbücher wie das Pantshatantra oder Hitopadesa beweisen uns dies. Ebenso sind die meisten der Tierfabeln, die rein moralisierenden Erzählungen und einige der Schwänke, sowie manche Märchenmotive indischen Ursprungs. Persien lieferte besonders den Abenteuerroman, während die Araber die Heldenromane, die Liebesnovellen, viele Anekdoten und vor allem die Erzählungen, die uns an den Hof der Chalifen führen, zu dem großen Sammelwerk beisteuerten. Aber selbst aus dem alten Testament, sowie von Hellas her drangen einzelne Stücke und Motive, wie z. B. die Geschichte von der Susanna im Bade, eine Danielgeschichte, das Motiv der Bürgschaft, der Kraniche des Ibykus u. a. m. in Tausend und einer Nacht ein.

Bereits im 13. Jahrhundert erscheint der Hauptstock der Erzählungen abgeschlossen, wiewohl noch später manche Geschichten angehängt wurden und die Hand des Überarbeiters oder die Erfindung eines späteren Erzählers sogar Pistolen, Kanonen, Tabak und Kaffee hinzufügte: Ja, von einem eigentlichen Abschluß des Werkes läßt sich überhaupt nicht reden, da alle Handschriften in der Anzahl und Reihenfolge der Geschichten mehr oder minder von einander abweichen.



Viele dieser Erzählungen sind bereits mehrere Jahrhunderte vor Bekanntwerden des ganzen Werkes aus anderen Quellen oder durch mündliche Verbreitung auch im Abendland bekannt geworden und galten hier bald als urwüchsiges Gut, während sie doch eine tausendjährige Wanderfahrt hinter sich hatten. Und darum gilt auch von den Geschichten von Tausend und einer Nacht in vielleicht noch höherem Maße als von den deutschen Haus- und Volksmärchen das Wort Hesiods:

Sage vergeht nie ganz, die verbreitete, welche der Völker  
Redende Lippe umschwebt; denn sie ist die unsterbliche Göttin.

### Buddhistisches.

Ein Buddhistischer Mönch als Märtyrer. Auf der Insel Ceylon wurde im Dezember vorigen Jahres ein buddhistischer Mönch zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt, weil er sich auf Grund der Lehre Buddhas, die Vergebung lehrt, weigerte, wider einen Räuber, der ihn überfallen hatte, Zeugnis abzulegen. Das Wort Buddha, auf das der Mönch Bezug nahm, lautet: „Ihr Bhikshus, selbst wenn ein Räuber eine Säge nähme und euren Leib in Stücke schnitte, so zürnet ihm nicht.“

\* \* \*

Wie uns unser Mitarbeiter Anagarika Dharmapala, Sekretär der Maha-Bodhi-Gesellschaft zu Calcutta mitteilt, wird jetzt zu Buddha-Gaya, dem Orte, wo der Königsohn Gotama die Erleuchtung erlangte und zum Buddha wurde, ein Kloster errichtet werden, nachdem dieser heiligste Ort der Buddhisten 700 Jahre lang in den Händen von Nicht-Buddhisten gewesen war. Die März-Nummer des „Journal of the Maha Bodhi Society“ bringt nähere Angaben über den geplanten Bau. Es soll ein zweistöckiges tempelartiges Gebäude (prāsada) aufgeführt werden, dessen Kosten auf 36,000 Rupien veranschlagt sind; daneben sollen kleinere Gebäude errichtet werden, für welche 20,000 Rupien nötig sind. Als Vorbild für die Anlage dient das alte Jetavana-Kloster zu Srāvastī. Das buddhistische Blatt fordert alle Buddhisten der Welt auf ihr Scherflein zu diesem Werke beizutragen. Die Bauzeit wird sechs Jahre dauern. Das neue Kloster zu Buddha-Gaya wird das größte Heiligtum für alle Buddhisten werden und der Mittelpunkt für die buddhistische Propaganda, die immer größere Fortschritte macht.

\* \* \*

Das Aprilheft der von Dr. Paul Carus in Chicago herausgegebenen vortrefflichen Monatschrift „The Open Court“ bringt interessante Mittheilungen über die Gemahlin des portugiesischen Diplomaten Sr. Excellenz des Señor A. de Souza Canavarro, welche ihren katholischen Glauben verlassen hat, in dem sie auferzogen worden war, um buddhistische Nonne zu werden. Angewidert von dem Leben der großen Gesellschaft, dessen Leere ihr unerträglich wurde, beschloß sie



nach dem fernen Osten zu gehen, nachdem ihre Kinder herangewachsen waren, und als Missionärin zu wirken. Sie nennt sich „Schwester Sanghamitta“ nach der Tochter des berühmten buddhistischen Kaisers Asoka, welche im 3. Jahrhundert vor Chr. Geburt von ihrem Vater als Missionärin nach Ceylon gesandt wurde und dort sehr segensreich wirkte. Señora Canabarro wurde Oberin des Sanghamitta-Klosters auf Ceylon, in dem sich ein Waisenhaus und eine Schule befindet. Sie behauptet, nicht auf das Christentum verzichtet zu haben, als sie buddhistische Nonne wurde. Auf eine Anfrage erwiderte sie: „Ich bin Christin und will Christin bleiben; aber mein Christentum ist weit geworden und mein Glaube hat an Ausdehnung gewonnen. Ich habe Christus nicht verloren, indem mir das Verständnis für Buddha aufgegangen ist. Der Geist ist im Buddhismus und im Christentum der gleiche.“ — „Schwester Sanghamitta“ befindet sich zur Zeit in Chicago und gedenkt über London nach dem fernen Osten zurückzukehren. In England will sie zunächst das Volk für die Verbesserung der Lage der Frau in Indien interessieren. Wahrscheinlich wird sie sich später in Calcutta niederlassen, wo nach ihrer Meinung das Elend der eingeborenen Frauen am schlimmsten ist.

### Büchertisch.

**Ein Sommer in China.** Reisebilder von Paul Goldmann. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt Rütten & Loening 1900.

Die Reiseberichte, welche Paul Goldmann in der „Frankfurter Zeitung“ über seine Reise durch China veröffentlicht hatte, finden sich in dem vorliegenden Buche gesammelt, und das Publikum hat allen Grund dem Verfasser dankbar zu sein, der wohl einer der letzten Deutschen gewesen ist, der das Reich der Mitte vor dem Ausbruch der Boxer-Unruhen bereist hat. Daß so schnell eine zweite Auflage der Reiseberichte notwendig wurde, hängt naturgemäß mit dem außerordentlichen Interesse zusammen, welches China seit dem Ausbruche der Feindseligkeiten für Deutschland in Anspruch nimmt. Aber es ist nicht daran zu zweifeln, daß dem Goldmann'schen Buche auch an sich so hoher Wert innewohnt, daß es zu jeder Zeit einen großen Erfolg gehabt hätte. Der Verfasser weiß überaus anschaulich und unterhaltend zu schildern, so daß es ein wahrer Genuß ist, sich von ihm durch China führen zu lassen. Ob er uns von Singapore berichtet und erzählt, wie die Chinesen bereits anfangen Handel und Gewerbe an sich zu reißen, ob er Hongkong schildert und das Kolonisations-Genie der Engländer rühmt, die nachts Gestein in eine elegante Stadt verwandelt haben, ob er sein Interview von Li-Pung-Tschang beschreibt, immer weiß er das Charakteristische geistvoll hervorzuholen, überall findet er verborgene Beziehungen, die auf unsere Phantasie wirken — Für das Verständnis des chinesischen Konfliktes ist es wichtig, daß Goldmann schon im Mai 1898 vom Taotai Wang furchtbare Klagen über das Benehmen der Missionare zu hören bekam. Es ist nur zu begreiflich, daß das chinesische Volk allmählich die Geduld verlieren mußte. Goldmann sagt unter anderem: „Der Tao-tai beginnt dann über die französischen Missionäre zu klagen, deren Verhalten ein ganz eigentümliches sei, obwohl er nicht gerade behaupten wolle, daß die französische Regierung dahinter stecke. Die chinesische Bevölkerung sei durch



das Auftreten der französischen Missionäre aufs Höchste gereizt; der Beweis für die erbitterte Stimmung werde dadurch geliefert, daß erst vor vierzehn Tagen hier in der Kwangtung-Provinz einer von diesen Missionären ermordet worden sei“ und weiter: „Die Berliner protestantische Mission geht stiller und bescheidener zu Werke, als die französisch-katholische. Aber im Allgemeinen sind auch die Europäer in Canton nicht stark begeistert über die Wirksamkeit der Missionäre. Wenn der Chinese Christ wird, so thut er dies in der Regel nicht aus religiösen Beweggründen, sondern um einen materiellen Vorteil zu erlangen. Das geht so weit, daß die Europäer in China einem zum Christentum bekehrten Chinesen von vornherein mit einem gewissen Mißtrauen entgegenkommen.“ Wohlgemerkt: Das ist im Mai 1898 geschrieben, ehe noch die Polemik über die Frage durch die Presse toste, ob die Missionäre die eigentliche Ursache der Boxerbewegung sind oder nicht. Wie man solchen Zeugen, wie Goldmann, gegenüber die Stirne haben kann, die schwere Schuld der Missionäre in sterilen Blättern zu leugnen ist uns nicht verständlich! Goldmann weist auch in einer Anmerkung bei Gelegenheit der zweiten Auflage (Seite 133) darauf hin, daß die Boxer in einer Proklamation im Juni 1900 nach der Einnahme der Chinesenstadt von Tientsin sagen: „Aber noch größeres Unheil hat das Reich befallen. Fremde Teufel sind gekommen mit ihrer Christenlehre. Zahlreiche Chinesen sind zum katholischen und protestantischen Glauben bekehrt worden. Diese Kirchen sind ohne menschliche Prinzipien und schlau. Sie haben die Habgierigen in großer Anzahl als Convertiten an sich gezogen . . . .“

Kein Mensch, der das Goldmann'sche Buch gelesen hat, wird daran zweifeln können, daß einzig und allein die Missionäre an den chinesischen Wirren die Schuld tragen.

Auch auf viele andere Dinge, die heute auf der Tagesordnung stehen, werfen Goldmann's Berichte interessante Streiflichter. Man stößt auf Stellen, wie die folgende (Seite 114): „Auch im Geschäftsleben von Tientsin stehen die deutschen Firmen obenan. Bei jedem Schritt, den man hier draußen thut, kann man immer wieder mit Freude die große und fast beherrschende Stellung konstatieren, welche der deutsche Kaufmann sich im Chinahandel zu erringen verstanden hat. Überall blüht das deutsche Geschäft — überall, mit einziger Ausnahme der deutschen Kolonie in Kiautschou. Sobald der deutsche Kaufmann losgelöst ist von der bürokratischen Umklammerung, von der Bevormundung, welche die deutsche Art des Regierens mit sich bringt, sobald er in der Freiheit leben kann, in der großen Freiheit Ostasiens, entfaltet er die volle Kraft, die in ihm steckt. Mit einem Wort: der deutsche Kaufmann gedeiht in Asien bisher nur, wenn er nicht unter der deutschen Regierung steht. Das ist eine Thatsache, über welche die maßgebenden Herren im Reiche, die ja gewiß auch das Beste erstreben, reiflich nachdenken mögen.“ —

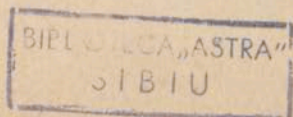
Möchten recht Viele Goldmanns Buch zur Hand nehmen — es wird niemanden gereuen, ihm einige Stunden gewidmet zu haben. —

st.

#### Briefkasten der Redaktion.

Wir ersuchen höflichst bei Einsendung von nicht bestellten Arbeiten das Rückporto beizufügen; Manuskripte von mehr als fünf Druckseiten Umfang sind nicht erwünscht.

Verantwortlicher Redakteur: Max Henning. Verlag des Neuen Frankfurter Verlags.  
Druck von Gebrüder Knauer. Sämtlich in Frankfurt a. M.





Soeben erschienen in unserem Verlage:

# Flugschriften des Neuen Frankfurter Verlags.

## I. Citramontanus:

### Der Katholizismus als Prinzip des Rückschritts.

Preis M —.75.

Auf Grund eines umfangreichen Thatfachenmaterials weist der Verfasser, ein Katholik, in überzeugender Darstellung nach, daß die Rückständigkeit des Katholizismus, die intellektuelle sowohl wie die wirtschaftliche und politische, allein in dem System des uneingeschränkt zur Herrschaft gelangten jesuitischen Ultramontanismus beruht.

## II. Dr. theol. **C. Schieler**, ehemaliger Professor der Theologie am Priesterseminar zu Mainz:

### Mein Austritt aus der katholischen Kirche.

Zweite stark vermehrte Auflage. Preis M —.90.

Eine Konversionschrift, die aber weit über den Rahmen einer solchen hinausgeht. Nach Schilderung der Los von Rom-Bewegung in den verschiedenen Ländern und Beleuchtung der Zustände in der römischen Kirche, insbesondere des Jesuitismus und Ultramontanismus, sowie Erörterung fast aller in neuester Zeit aufgetauchten kirchlich-religiösen Fragen kommt der Verfasser zur Forderung der Gegenwart — Freiheit der Religion und des religiösen Lebens in jeder Hinsicht. Die erste Auflage war binnen sechs Wochen vergriffen.

## III. Professor Dr. **Ferdinand Tönnies**:

### Politik und Moral.

Preis M —.75.

Die Frage, wie weit eine Staatskunst, die auf Moral, d. h. auf das Volksgewissen, keine Rücksicht nimmt, möglich und nützlich sei, wird zuerst auf auswärtige Politik, sodann auf die einzelnen Gebiete des inneren Staatslebens gerichtet, und dient dazu, gleichsam als ein philosophischer Scheinwerfer, aber ohne allen gelehrten Apparat, gewisse dunkle Stellen unserer öffentlichen Zustände wie der internationalen Verhältnisse scharf zu beleuchten.

## IV. Oberlehrer Dr. **Paul Wohlfeil**:

### Der Kampf um die neusprachliche Unterrichtsmethode.

Preis M —.60.

Ein offenes Wort über den neusprachlichen Reformunterricht an unseren höheren Schulen.

## V. **Otto Hörth**:

### Der Kampf um die Kongregationen.

Preis M —.75.

Reden, gehalten in der französischen Deputiertenkammer, übersetzt und mit Vorwort und Einleitung versehen.




VI. Dr. theol. **C. Schieler**, ehemaliger Professor der Theologie am  
Priesterseminar zu Mainz:

**Giordano Bruno, der Dichterphilosoph u. Märtyrer der Geistesfreiheit.**

Preis *M* —.75.

Eine Darstellung seiner Lebensschicksale und seiner Bedeutung nach  
der neuesten Forschung. Mit Bruno's Bildnis.



Ferner erschienen in unserem Verlage:

## **Die zehn Gebote des Moses in moderner Beleuchtung**

Von

Prediger **Gg. Schneider.**

Preis *M* 1.60.

Eine Auslegung der zehn Gebote, welche unter weitgehender Würdigung  
ihres sittlichen Gehalts eine durchaus moderne Auffassung bekundet  
und den schneidenden Widerspruch hervorhebt, in dem Staat, Kirche  
und Gesellschaft sich zu diesen „heiligen“ zehn Geboten befinden.

— \* —

## **Die Religion der Zukunft**

Von

Oberpräsidialrat **Th. Schulze.**

**Dritte** stark vermehrte Auflage.

I. Teil: **Das Christentum Christi und die Religion der Liebe.**

Preis *M* 2.—.

II. Teil: **Das rollende Rad des Lebens und der feste Ruhestand.**

Preis *M* 2.—.

In diesem Werk, das wir in dritter, von der Hand des Ver-  
fassers noch vor seinem Ableben (1898) erweiterter Auflage heraus-  
geben, hat der „Deutsche Buddhist“ das Vermächtnis seines Lebens  
hinterlassen. Im ersten Teile vollzieht er seine Auseinandersetzung mit  
dem Christentum, im zweiten weist er zur Gewinnung eines volleren  
und freieren Begriffs von der Religion auf die philosophisch-  
religiösen Systeme der alten Indier hin und zeigt uns speziell im  
Buddhismus, dessen Grundgedanken er zum ersten Male in unerreichter  
Klarheit herauschält, die Grundlagen für eine Erneuerung der Ethik.

